

»wie wenn ich einem Magnetberg nahe sei – «  
*Arno Schmidts erste Begegnungen mit Karl May*

Mit zwölf Jahren lernt Arno Schmidt Karl May kennen: eine der wenigen konstanten Selbstauskünfte Schmidts, die er auch, bedeutsam an den Schluss seiner denkwürdigen Betrachtungen gesetzt, wie ein Fazit, in ›Sitara‹ erteilt hat:

Und nun zum Ende meiner Studie :

Nicht zu vermeiden war allerdings, daß mir – einem ausgesprochenen Klar-glas=Witzbold – meine Arbeit periodisch zu einer humoristischen wurde. (...) nicht nur, weil ich ja schließlich, mit 12–14, auch mal MAY=Fan der üblich=einfältigen Sorte war, und das Gemisch von schöpferischer Zertrümmerung & pantagruelischer Offenbarung ganze Salven befreienden Gelächters erzwang ; sondern ganz einfach aus Lust darüber, daß ich in Bezug auf den Alten ein zweites=bedeutendes Mal Recht gehabt habe : auch wenn man die beiden absolut großen Spätwerke ausklammert, bleibt nicht, (wie ich bisher mit Unbehagen gefürchtet hatte), ein bloßes ›armes Würstchen‹, sondern ein förmlicher Koloß von Würstchen !<sup>1</sup>

Andere können ihr vorpubertäres Fan-Dasein, worauf immer es auch bezogen war, aus der Warte späterer Jahre achselzuckend belächeln, stillschweigend beerdigen oder sich gar freimütig zu ihm bekennen; Schmidt vermag sich erst im Alter von neunundvierzig Jahren durch distanzierendes Gelächter von dieser klassischen Jugenderscheinung zu befreien – ein Lachen im Übrigen, in dem auch die Erleichterung mitschwingt, weder als lesender Knabe noch als erwachsener Forscher Energien an einen unwürdigen Gegenstand vergeudet zu haben. Der »Koloß« May mit seinem aufsaugenden Ich mobilisiert äußerste Abwehrkräfte des Erwachsenen, nachdem er als junger Mensch von ihm ›gefesselt‹ war: Wie tiefgreifend die Selbstauflösung des einst hingebungsvoll Lesenden gewesen sein muss, illustrieren diese, ebenfalls aus ›Sitara‹ stammenden, Sätze:

Ich weiß wohl noch, daß sich auch=bei=mir=mit=15 das Gefühl einstellte, wie wenn ich einem Magnetberg nahe sei – (habe dann auch, in späteren Jahren, dem Alten meinen Dank abzustatten nicht verfehlt; und sei's nur,

daß ich der ›Zentaurin‹ meiner GELEHRTENREPUBLIK, von vorne Fee von hinten Traml, den MAY=Namen ›Thaldscha‹ aufhefete) – allerdings scheint der Unterschied immer der gewesen zu sein, daß ich dergleichen Ozeanisches nur bei A & D & SILBERLÖWE empfand.<sup>2</sup>

Der Magnetberg, wie er von dem dritten Bettelmönch in der ›Geschichte des Lasträgers und der drei Damen‹ in der 14. und 15. Nacht der ›Tausendundein Nächte‹ geschildert wird, ist ein Ort des Untergangs und der Vernichtung: Eine starke Strömung treibt die Schiffe jenem Berg zu, der die Eisennägel aus ihnen herauszieht, so dass sie in ihre Einzelteile zerfallen ...<sup>3</sup>

Adieu Magnetberg. – Wollt' ich auch da- und dorthin die Fahrt lenken, an Dir würden alle Schiffe scheitern.

Adieu einzig Erbteil meiner Mutter.

Adieu Brunnen aus dem ich trinke<sup>4</sup>

– schrieb die schwärmerisch liebende fünfundzwanzigjährige Bettine Brentano im Dezember 1810 an den einundsechzigjährigen Goethe, der seit dem Beginn dieser Beziehung im Jahr 1807 zwischen gerührter Dankbarkeit und Abwehr ihrer leidenschaftlichen Verehrung schwankte. Mit diesem Brief, in dem Bettine ihn von ihrer am 4. 12. stattgefundenen Verlobung mit Achim von Arnim in Kenntnis setzte, versuchte sie, sich von den sie und ihn überwältigenden Gefühlen zu befreien – was ihr zeitlebens nicht gelingen sollte. Schmidt, der diesen Briefband mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits 1933 gelesen hat, deutet mithin nicht als Einziger eine Sogwirkung mit großem Gefährdungspotential für die eigene Identität an, wenn er den Vergleich mit einem Magnetberg wagt; das ozeanische Gefühl, das quasi-religiöse Aufgehen in einem Großen Ganzen, beschwört ebenfalls Bilder von Überschwemmung und Ertrinken herauf. Die May-Lektüre des Zwölf- bis Fünfzehnjährigen ist eine ernste Angelegenheit.

Es ist bezeichnend, dass er diese Lektüre nicht auf einen selbstbestimmten Auswahlakt oder gar auf einen eigenhändigen Bucherwerb des Schülers Schmidt zurückführt, sondern die Verantwortung hierfür, wie schon im Zusammenhang mit dem frühen Eindruck des ›Nobody‹ von Kraft, wiederum seinem Vater zuschreibt:

KARL MAY kam später erst, und durch meinen Vater, dazu : wir kauften ein paar Bände, als bei Karstadt die KriegsAusgaben, auf schlechtem Papier, verramscht wurden, (Stück ne Mark oder so).<sup>5</sup>

Am 15. 11. 1926 brachte der Karl-May-Verlag (KMV), Radebeul, nach einer kriegs- und inflationsbedingten Pause von zehn Jahren erstmals wieder eine hochwertige ›Friedensausgabe‹, die zunächst 30 Bände umfasste, zum Ladenpreis von 5 Reichsmark heraus; gleichzeitig begann der Abverkauf der Restbestände der nun als ›Volksausgabe‹ bezeichneten minderwertigen Bücher, die in Halbleinwand oder Pappe gebunden und auf holzhaltigem Papier gedruckt waren. Zu einer verlagsseitigen Senkung des gleich hohen Ladenpreises von 5,- RM für jene Ausgaben, die wegen der großen Nachfrage in ähnlicher Ausstattung sogar nachproduziert wurden, kam es aber erst im Februar 1928: Er fiel auf 3,80 RM, stabilisierte sich am 1. 2. 1931 auf 3,25 RM und sank am 1. 1. 1932 aufgrund einer staatlichen Preisverordnung, die eine 10%ige Preissenkung anordnete, auf 2,90 RM. Dieser Preis behielt bis zum endgültigen Ausverkauf der ›Volksausgabe‹ Anfang 1938 Gültigkeit.<sup>6</sup>

Geht man davon aus, dass das Handelshaus Karstadt in Hamburg im Weihnachtsgeschäft 1926 nicht von allen guten ökonomischen Geistern verlassen war, wird es kaum zu einer Verramschung weit unter dem Niveau des seinerzeit vom Verlag vorgegebenen Ladenpreises von 5,- RM gekommen sein. An der – ohnehin vage formulierten – Behauptung Schmidts über den Preis der Karl-May-Bücher dürfte seine kritische Sicht auf den egoistischen Vater, der Geldausgaben für den Sohn gescheut haben soll, einen größeren Anteil haben als die Faktenlage.

Wie dem auch sei: Karl-May-Bücher werden auch verliehen und unter Mitschülern ausgetauscht, und dass der junge Schmidt tatsächlich ein begeisterter May-Leser ist, bezeugt seine Schwester Luzie, die außer May und Cooper keine weitere Jugendlektüre des Bruders benennen kann:

Well, I remember that he loved to read, uh... the, the American Indian scenes. The books from... [Karl May?] Karl, Karl May. He loved Karl May. He loved, uh... Cooper, very much so. Karl May, when he could lay his hands on Karl May he loved it. He really went in for that. (...) I know he was interested, he loved Karl May and, uh, Cooper. But, uh, what else there was I don't remember.<sup>7</sup>

Es ist interessant, dass die Schwester Karl May lediglich im Zusammenhang mit seinen im Wilden Westen spielenden Erzählungen, zugleich gekoppelt mit dem Leseerlebnis Cooper, erwähnt. Weitere Indizien deuten ebenfalls darauf hin, dass Schmidt zunächst Mays Westen betritt und dessen Orient erst später entdeckt. In einem Brief an

Hans Wollschläger vom 16. 2. 1965 berichtet Schmidt von einem einschlägigen Kindheitserlebnis:

Ein Knabe noch, in Hamburg, wurden wir prinzipiell zu HAGENBECK's ›Völkerschauen‹ getrieben ; wo wir denn Fakire erblickten, (die an den interessantesten Stellen schlicht ›verschwanden‹), oder Comantschen, (die vom Mustang zu fallen, und ›hinter den Zelten‹ in Manchesterhosen zu gehen pflegten).

Dass der junge Arno Schmidt dorthin, in diese exotischen Vorführungen, »getrieben« werden musste, und wenn ja, von wem bloß?, soll hier unkommentiert bleiben ...<sup>8</sup>

Die Koran-Vorträge Schmidts finden während seines Besuches der Oberrealschule in Görlitz statt, lassen sich demnach frühestens ab Ende 1928, also auf die Zeit seit dem Wegzug von Hamburg nach dem plötzlichen Tod des Vaters im Alter von nur fünfundvierzig Jahren, datieren. Die Eindrücke des Wilden Westens mit seinen Savannelandschaften und Wäldern, den Blockhütten, seinen geschützten Talkesseln und den Cañon-Schluchten, dem Llano Estacado und nicht zuletzt seinen Westmännern und Indianern sind offensichtlich die frühesten und prägendsten. Sie stellen ihn nicht nur seelisch auf die Cooper-Welten ein, sondern haben auch seinem Werk ihren Stempel aufgedrückt.

Schmidts Klassenkameraden der Realschule in Hamburg-Hamm, die er von Ostern 1924 bis November 1928 besucht, erwähnen May-Lektüre nicht, sieht man davon ab, dass für die Hammerbrooker Jungs der – sicherlich lektüreinduzierte – Wahlspruch galt:

»Indschianer kennt kein' Kummer,  
Indschianer kennt kein' Schmerz,  
Und ein jeder Hammerbrooker  
hat ein Indschianerherz«,<sup>9</sup>

wie sich der Klassenprimus Wilhelm Schulz erinnert. Schmidt bleibt es vorbehalten, gemeinsame May-Lektüre ins Gedächtnis zu rufen. Diejenigen seiner 1976/1977 noch lebenden und ermittelbaren neun Klassenkameraden, die bereit waren, mit ihren Erinnerungen zu dem biographischen Band ›Porträt einer Klasse‹ beizutragen, wissen außer von seinen hervorragenden Leistungen in Mathematik kaum etwas über ihn zu berichten, denn er hat sich keinem näher angeschlossen; nur einer, Walter Voß, sein Pultnachbar in den ersten beiden Schul-

jahren 1924/1925, bedauert ausdrücklich Schmidts frühen Abgang wegen des Umzuges nach Schlesien:

Nach dem frühen Tod meiner Mutter war ich etwas vereinsamt und glaubte, bei A. S. so etwas wie Mitgefühl zu finden,<sup>10</sup>

was Schmidt wie folgt kommentiert:

das hat er vollkommen richtig verspürt. Ich entsinne mich noch genau, wie Voß – als Dr. Helwig ihn zu trösten versuchte – plötzlich den Kopf auf die Schreibplatte hieb und ungefüge aufheulte ; das hat Uns einander näher gebracht.<sup>11</sup>

Näher an Voß vielleicht als an die anderen, aber eben nicht wirklich nah:

A. S. und ich haben uns während der Zeit gut vertragen ( ich weiß nichts über einen Streit ), wengleich auch eine größere Freundschaft nicht zustande gekommen ist, dieses bei der Verschiedenheit unserer Charaktere wohl auch nicht möglich war,<sup>12</sup>

resümiert Voß. Diesen Hinweis auf eine mögliche, tatsächlich aber nicht zustande gekommene Freundschaft – außerschulische Treffen gibt es nicht – muss Schmidt mit einer ergänzenden Erläuterung versehen: sie enthält eine seiner beiden May-Reminiszenzen der Schülerjahre bis zum 14. Lebensjahr:

in der Pinakothek meines Gedächtnisses ist da noch mancherlei vorhanden. Etwa wie Wir – nach der betreffenden Karl May Lektüre – den angeblich unendlichen Dauerlauf Old Shatterhands, der immer nur das Schwergewicht auf ein Bein verlegte, und dann abwechselte i.i., nachzuahmen versuchten, ( auch auf einem Schulausflug einmal ). Bis Wir dann, lachend die Aufschneiderei erkannten, und zu den übrigen legten.<sup>13</sup>

Vernachlässigt man einmal den Duktus der Überlegenheit, mit dem die bereits als Schüler geleistete Entlarung des Aufschneiders May notiert wird, und konzentriert sich auf das Motiv Schmidts, nun gerade diese und nur diese Erinnerung aus dem Museum seines Gedächtnisses ans Licht des Tages zu zerrn, tritt eine sehr anrührende Wahrheit zutage. Arno Schmidt weiß, dass er keine Schulfreunde hatte – was Luzie bestätigt –: aber mit Walter Voß wäre eine Freundschaft

zumindest möglich gewesen. Was dieser Junge durch den Tod der Mutter erleidet, kann Schmidt, der mit seiner Mutter einstmals geradezu symbiotisch verbunden war, nachempfinden. Seinem Pultnachbarn fühlt er sich daher nah, was er durch die kleine Anekdote der gemeinsamen May-Lektüre von ›Winnetou I‹ (auf S. 505 der Fehsenfeld-Ausgabe kann man die fragliche Dauerlauftechnik nachlesen) und deren ebenso gemeinsamer Überprüfung illustrieren will. Es war übrigens Winnetou, Freund und Lehrer des jungen Old Shatterhand, der dem Greenhorn des Westens diese kraftsparende Lauftechnik beibrachte, und es gibt wohl kaum einen jugendlichen May-Leser, der sie nicht ausprobiert hätte. Wenn Schmidt dieses gemeinsame Erlebnis als Beweis für ein Gefühl der Nähe wertet, das der Klassenkamerad real gerade nicht erlebt hat, besagt das viel. Die gemeinsame May-Lektüre erweist sich als Bindeglied zu der fremden Welt der anderen Schüler, für die diese Realschule in Hamburg-Hamm mit ihren autoritären, prügelnden, militaristisch und revanchistisch denkenden Lehrern die reine Hölle war; hinter die Geständnisse des sensiblen späteren Graphikers Hans Riebesehl, der von dem Gefühl der Ohnmacht und seinen Ängsten als ein der Willkür des Lehrkörpers ausgelieferter Schüler am deutlichsten spricht, gar den Begriff »Tierquälerei«<sup>14</sup> – in Anführungszeichen – für derlei am eigenen Leib erfahrene Zurichtungen benutzt, setzt Schmidt einen verständnislos-herabsetzenden Kommentar:

Interessant für mich, daß hinsichtlich unserer Schule überwiegend doch jenes ›MoabitGefühl‹ ( ›Laßt, die Ihr eintretet, alle Hoffnung fahren‹ ) obgewaltet hat ; am prononciertesten hier bei Hans Riebesehl, der den Gegensatz zwischen der ›nestwarmen‹ Volksschule und dem grau-grauslichen Brekelbaumspark ja tatsächlich tragisch darstellt. Ich habe das nie so mitempfinden können ; aus dem simplen Grunde, weil kein Penum mir jemals nennenswerte Schwierigkeiten bereitet hat.<sup>15</sup>

Er führt damit das Leiden der Mitschüler auf deren Leistungsschwächen, mithin auf Eigenverschulden, zurück, und übersieht, dass die Empfindsamkeit des Mitschülers Hans Riebesehl auf dessen vollkommen andersartiger Sozialisation beruht:

Bei uns in der Familie wurde viel geküßt. Erst im Laufe der Jahre durch Vergleiche über das Zusammenleben in anderen Familien fiel mir auf, daß man sich bei uns berührte. Es war die natürliche Fortsetzung kindlicher Schmuserei. Kleine Gesten der Vertrautheit, das sich Einhaken, Streicheln der

Hand oder Wange. Ich erinnere mich, daß ich trotz des distanzierten Gefühls, das ich zu meinem Vater hatte, ihm gelegentlich über die Glatze strich, wenn ich neben ihm stand. (...) Da wir von den Eltern nicht geschlagen wurden, prügeln wir uns auch nicht und galten in der Verwandtschaft, wie in der Nachbarschaft als vorbildliches Geschwisterpaar.<sup>16</sup>

Schmidt dagegen wurde von seinem Vater geschlagen, und in seiner Familie war es nicht üblich, Zuwendung physisch zu zeigen:

No, our family – there was not m-, much affection in ours, in our family at all. [You mean it wasn't shown? Or that...?] It was not shown. It was not shown. There was no kissing und hugging. That was not there<sup>17</sup>

– erinnert sich Luzie.

Schmidt vernachlässigt bei seinem Kommentar darüber hinaus, dass selbst der Leistungsstärkste, der Klassenprimus Wilhelm Schulz, sich über deutschnationale Lehrer beklagt, und, eindringlicher noch als alle anderen, das Loblied auf den geliebten und verehrten liberalen, modernen – er unterrichtete Englisch in englischer Sprache – geistreichen und humanitär gesonnenen Englischlehrer Dr. Foerster singt, der anders war als die anderen Lehrer: und gegen den wiederum Schmidt so einiges einzuwenden hat.

Da gibt es keine Brücke zwischen ihm und den Mitschülern: Nur die May-Lektüre stiftet, in der Erinnerung Schmidts, Verbindungen. Als Riebeschlund den Erdkundelehrer Dr. Hoorns porträtiert,

der mich schon während der Aufnahmeprüfung durch seine Unnahbarkeit geschockt hatte,<sup>18</sup>

fügt Schmidt, um diesem Eindruck entgegenzuwirken, u. a. folgende Anekdote an:

Ein andermal, da Einer ein amerikanisches Detail vorbringen konnte, sah er ihn, gnädig-amüsiert, an : ›Das hast Du wohl aus KARL MAY ?‹. ›Ja !‹ schrien die Meisten begeistert. Und er, nickend : ›Winnetou ; Old Shatterhand.‹ und schritt weiter.<sup>19</sup>

Auch dieser ›Unnahbare‹ also kennt Winnetou, was ihn den Schülern gegenüber gnädig stimmt.

Die Lektüre von ›Winnetou I‹, tatsächlich eines der besten Bücher Mays im Genre ›Reiseerzählung‹, da unmittelbar für die Buchausga-

be geschrieben und nicht, wie die meisten anderen Reiseerzählungen, aus vorangegangenen Zeitschriftenabdrucken für die ab 1892 erscheinende Buchausgabe mehr oder weniger geschickt zusammengefügt, dürfte Schmidts klassischen Eintritt in die Welt Karl Mays dargestellt haben. ›Winnetou I‹ ist die Initiationsgeschichte des mit allen Anlagen zu einem Westmann ausgestatteten deutschen namenlosen Ich, das alsbald den Kriegsnamen ›Old Shatterhand‹ erhält und in der Begegnung mit dem edlen Indianerhüptling Winnetou als Lernender einen geistigen, moralischen und physischen Zuwachs ohnegleichen erlebt. Sämtliche Anlagen zum Heldentum sind bereits vorhanden; sie bedürfen lediglich ihrer Entfaltung durch das Abenteuer des Lebens und des Lernens.

Die Technik des berühmten Knieschusses, den Winnetou dem Prärie-Neuling beibringt, gehört in diesen Bereich der Initiationen von ›Winnetou I‹;<sup>20</sup> eine ganz und gar unwahrscheinliche, daher auch ausschließlich von Winnetou meisterhaft praktizierte Methode, gerne beim flackernden Schein des Lagerfeuers ausgeführt: Plötzlich nimmt man die phosphoreszierenden Augen eines feindlichen Lauschers im Gebüsch gegenüber wahr. Da gilt es, unauffällig das Bein anzuziehen, bis die gedachte Verlängerung der Linie über das Knie hinaus genau zwischen die Augen des Feindes zielt, unauffällig mit der Rechten das Gewehr gegen den Schenkel zu pressen und einhändig, ohne ein Visier zu bemühen, abzudrücken. Ich räume ein, diese Technik einstmals mittels Regenschirm ausprobiert zu haben, wobei aber die gedachte Verlängerungslinie immer im Nirgendwo endete, solange man das Auge nicht auf die Höhe der gedachten Linie brachte; das wiederum durchkreuzte die dem Knieschuss immanente Unauffälligkeit des Vorgangs, dessen frappierende Schilderung sogar Fachleute ins Grübeln brachte. Im ›Karl-May-Jahrbuch‹ 1930 untersuchte der Major a. D. Max Casella das ›Kunstschützentum bei Karl May‹, wobei er, nicht weiter erstaunlich, u. a. zu dem Schluss kam, dass Mays Meisterschüsse, insbesondere beim virtuosen Durchlöchern von Lanzen, ballistischen Gesetzen widersprechen und ins Reich der Legende gehören. Nur beim Knieschuss wurde er schwach:

Die Beschreibung des ›Knieschusses‹, des ›schwierigsten Schusses, den es gibt‹, in Bd. 7, S. 487 ist sehr fesselnd, die Darstellung durchaus wahr und einleuchtend. Ich glaube sicher, daß May seine Wissenschaft hierin – wie oben gesagt – an Ort und Stelle bezogen hat und sich dabei nicht nur auf die Kunde durch dritte Personen stützte.<sup>21</sup>



Casellas Einschätzung beruhte auf der Frühreiselegende, an der Klara May und der Karl-May-Verlag seinerzeit noch eifrig strickten; tatsächlich besuchte May erstmals 1908 den nordamerikanischen Erdteil ... Aber auch den erwachsenen Schmidt fasziniert diese phantastische Winnetou-Technik noch derartig, dass sie, wie im Übrigen auch die durchlöchernten Lanzen, sogar ihren Weg in ›Zettel's Traum‹ findet.<sup>22</sup>

Mitten im VI. Buch dieses Werkes, das »: › ROHRFREI ! ‹« betitelt ist, und das sich der Erörterung koprophiler Tendenzen Poes widmet, reden Paul und Wilma Jacobi über Poes ›House of Usher‹. Dank leitender Nachhilfe der Ich-Figur Daniel (›Dän‹) Pagenstecher sinniert Paul auf S. 817, in der der ›Realität‹ vorbehaltenen mittleren Spalte, gerade über das Klo als solches, das auch nur eine Unterabteilung der Verwesung sei. In der Kolumne am oberen rechten Rand aber flirtet Pauls und Wilmas 16-jähriges Töchterlein Franziska mit Dän, der auf S. 39 fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt ist, während er auf S. 465 plötzlich fünfundfünfzig Jahre auf dem Buckel hat, obwohl seitdem kein Tag in der erzählten Geschichte vergangen ist; aber wir bewegen uns im freien Reich der Phantasie, in dem die Gesetze der Logik weniger gelten als Sprünge über Zeiten und Räume und Erscheinungsformen hinweg: In diesem Reich, am rechten Rand, dort, wo die intimen Notate ihren Platz haben, heißt es u. a. in Klammern:

(...) Die SpielrattnFingerch'n machtn Mich auf Ihre Existänz aufmerksam. Und dann ercunnDichte Sie Sich, was Ich d'nn so auf Lager hätte;an Mädchenwunsch=Erfüllugn ? ): »Erfind ma was ! -:?'« / (Nû -: wie wär'S Dänn...): »mit'm ›Miranda=Lift‹ ? -«, ( ja ›Näheres‹ weiß Ich auch noch nich - :müßtn Wa=zusamm' ausarbeitn.))./-): »Wie'n ›KnieSchuß‹ -«(sagte Sie leck'rich):« - oder n Mephisto=Wälzer?...«)<sup>23</sup>

Die Erfindung einer so unwahrscheinlichen Technik wie der des berühmten Knieschusses als Mädchenwunscherfüllung: hier wird Daniel Pagenstecher in die Rolle Winnetous gedrängt, der seinem Schüler Old Shatterhand als Freundschafts- und Liebesbeweis ein phantastisches Lehr-Geschenk macht, das ihn vor allen anderen auszeichnen soll: Seit Winnetous Lehrstunden beherrscht außer den beiden Helden selbstverständlich niemand diese nicht nur bravouröse, sondern auch lebensrettende Fertigkeit. Und bereits jetzt sollte man den über den Namen ›Mephisto‹ hergestellten assoziativen Zusammenhang zwischen May und Goethe im Hinterkopf behalten; er wird einem, wie bei dem ›Magnetberg‹-Vergleich, noch öfter begegnen ...

Schon vorher war die Spur der jugendlichen ›Winnetou‹-Lektüre in ›Zettel's Traum‹ durchgebrochen, auch hier das Verhältnis zwischen ›Fränzel‹ und ›Dän‹ kennzeichnend. Daniel begegnet Franziskas sinnlichem Gefühlsansturm mit Zurückhaltung und weist darauf hin, dass er, wie sie ja aus seinen Büchern wohl wisse, »ein ›Verleumder der Wol-Lust‹« sei, der möglicherweise »›lieber psüchtije AwennTüren‹«<sup>24</sup> einrenne, psychisch bedeutsame und züchtige Abenteuer mithin bevorzuge. Auf seinen Wunsch zieht Fränzel sich daher etwas schicklicher an, während er sich mit Fernglas und Logarithmentafel bewaffnet, um, hübsch Distanz wahrend, mit ihr, der nun zur frommen Heiligen Francisca Mutierten, den abendlichen Sternenhimmel zu betrachten. Da macht Fränzel ihm einen Strich durch die Rechnung:

(Sie, ergriffn):» – da sitz'Ich ja schon !; & haarre des HERRN!–>Dieser See ist wie Mein Herz<...« (Sie sah Mich so  $\frac{u}{1}$  stIch an :?!-)/(daß Ich ja wohl murmeln mußte):» –: ›ti pa=apu shi itchi‹ –«./»Ajà–« (lobmd & neidisch):» hasD jamma über KARL MAY geschriebm –(:Dein=Gedächtnis möcht'Ich habm!) –<sup>25</sup>

Schmidt hat natürlich in ›Winnetou III‹ nachgeschlagen, wo diese Zeilen, zunächst in Apatšisch, dann auf Deutsch, von dem von Todesahnungen bewegten Winnetou gesprochen werden, der seine Gedanken nach dem ›Ave Maria‹-Gesang der Siedler auf das Jenseits richtet.<sup>26</sup> Er führt mit Old Shatterhand ein erstes theologisches Gespräch über den Manitou der Roten und denjenigen der Weißen – Fränzel ist in der Folge auf andere Weise ›visionär‹: sie liest, fern von Dän, seine Bücher, träumt sich satt, sieht ins Weite, fragt sich, wann er sie wohl holen komme, will sterben, wenn er stirbt, und wünscht sich, in seinen Armen begraben zu sein. Da ist einiges von der gerne abwehrend als ›Kitsch‹<sup>27</sup> apostrophierten Sentimentalität der Todesahnungs- und Sterbeszene aus ›Winnetou III‹ in die Liebesbeziehung zur Kindfrau Franziska, der bibelfesten, eingeflossen. Winnetou stirbt bald darauf in Schar-lihs Armen, und auch Franziskas Liebe wird sich, was der May-Kenner an dieser Stelle schon ahnt, nicht erfüllen.

Der junge Old Shatterhand bietet sich aber auch aus einem sehr persönlichen Grund als perfekte Identifikationsfigur für den mathematikbegeisterten Schüler Arno Schmidt an. In St. Louis kommt der frisch Ausgewanderte zunächst als Hauslehrer unter und lernt dort den Gunsmith Mr. Henry kennen, der ihn wegen seiner Ähnlichkeit mit seinem verstorbenen Sohn Bill ins Herz schließt. Nachdem Mr.

Henry sich von den erstaunlichen Körperkräften des Greenhorns überzeugt hat, wird der junge Deutsche von ihm examiniert:

»Habt Ihr Mathematik getrieben?«

»War eine meiner Lieblingswissenschaften.«

»Arithmetik, Geometrie?«

»Natürlich.«

»Feldmesserei?«

»Sogar außerordentlich gern. Bin sehr oft, ohne daß ich es notwendig hatte, mit dem Theodolit draußen herumgelaufen.«

»Und könnt messen, wirklich messen?«

»Ja. Ich habe mich sowohl an Horizontal-, als auch an Höhenmessungen oft beteiligt, obgleich ich nicht behaupten will, daß ich mich als ausgelernten Geodäten betrachte.«

»Well – sehr gut, sehr gut!«<sup>28</sup>

Nach dem Bestehen weiterer Proben wird das ahnungslose Ich durch Mr. Henry drei Herren in einem geodätischen Büro vorgestellt:

*Henry schien sich heut außerordentlich für die Feldmeßkunst zu interessieren; er wollte alles wissen, und ich ließ mich gern so tief in das Gespräch ziehen, daß ich endlich immer nur Fragen zu beantworten, den Gebrauch der verschiedenen Instrumente zu erklären und das Zeichnen von Karten und Plänen zu beschreiben hatte. Ich war wirklich ein tüchtiges Greenhorn, denn ich merkte nicht die Absicht heraus. Erst als ich mich über das Wesen und die Unterschiede der Aufnahme durch Koordinaten, der Polar- und Diagonalmethode, der Perimetermessung, des Repetitionsverfahrens, der trigonometrischen Triangulation ausgesprochen hatte und die Bemerkung machte, daß die drei Herren dem Büchsenmacher heimlich zuwinkten, wurde mir die Sache auffällig, und ich stand von meinem Sitze auf, um Henry anzudeuten, daß ich zu gehen wünsche.<sup>29</sup>*

Zur Erzeugung der Illusion, das Ich beherrsche alle jene im name-dropping-Verfahren bezeichneten Techniken, genügte einem Autor wie May natürlich eine oberflächliche Lektüre von einschlägiger Spezialliteratur, wie er sie sich mit einem vergleichbaren Werk wie dem von Karl Kraushaar: ›Die Feldmeßkunst‹. Temesvar 1895, nach Verfassen des ›Winnetou I‹ (1893) käuflich erworben,<sup>30</sup> verschafft haben könnte.

Nach Bestehen aller Prüfungen bricht das Greenhorn als frischgebackener Feldvermesser für die Eisenbahnlinie von St. Louis nach der Pazifikküste in den Westen auf; sein Einsatzgebiet liegt zwischen dem Quellgebiet des Rio Pecos und dem südlichen Canadian, wo ihm alsbald die Unmoral seines Wirkens als Wegbereiter des Landraubs an

den Indianern vor Augen geführt wird. Seine Parteinahme für diese und die Abkehr von der Auffassung, Vermessungsarbeiten seien nichts weiter als eine zweckfreie mathematische Leistung, sind das zentrale Thema von ›Winnetou I.

Arno Schmidt hat dieses Motiv nicht nur literarisch aufgegriffen. Der Topos ›Feldvermessung‹ spielt auch in seinem Leben eine bedeutsame Rolle. Schon als Schüler in Görlitz berechnet er für seinen Schulfreund Heinz Jerofsky eine Faustformel, mit der man die Sichtweite eines Menschen, der auf das Meer hinausschaut, bestimmen könne;<sup>31</sup> eine Formel, die er in einer seiner Geschichten um den Vermessungsrat a. D. Stürenburg, ›Schwarze Haare‹ betitelt, am 16. 5. 1955 exakt übernimmt.<sup>32</sup>

\*

Lässt sich, nach all den Jahren und angesichts der Schweigsamkeit Schmidts, was seine wahre frühe May-Lektüre angeht, noch feststellen, welches sein Lieblingsbuch von Karl May aus jenen Schülerjahren war?

Mit ziemlicher Sicherheit lässt es sich tatsächlich feststellen: die Erzählung für die Jugend ›Der Geist des Llano estakado‹, die zu den acht zwischen 1887 und 1897 in der Knabenzeitschrift ›Der Gute Kamerad‹ erschienenen Reiseerzählungen gehört. Unter dem Titel ›Der Geist der Llano estakata‹ erschien sie im 2. Jahrgang von Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung zwischen Januar/Februar 1888 und der dritten Septemberwoche 1888.<sup>33</sup> Die dort erschienenen Reiseerzählungen hat der allein vom Schreiben lebende May, wie immer den Interessen seines jeweiligen Zielpublikums exakt Rechnung tragend, für die Gymnasiasten geschrieben, die seinerzeit den ›Guten Kameraden‹ lasen: In allen seinen Geschichten gibt es eine jugendliche Identifikationsfigur anstelle des wunscherfüllenden ›Ich‹ seiner im ›Deutschen Hausschatz‹ und später in der Fehsenfeld-Reihe erscheinenden Reiseerzählungen. Old Shatterhand und Winnetou haben zwar in den fünf im Wilden Westen spielenden Erzählungen für die Jugend ihre üblichen Heldenauftritte, aber sie werden aus einer gewissen Distanz heraus beschrieben. Der verhinderte Volksschullehrer May, der nun sogar Gymnasiasten belehren darf, gibt seinem pädagogischen Affen Zucker: Mit der Erfindung des Hobble-Frank (korrekt: Heliogabalus Morpheus Edeward Franke), eines lahmen ehemaligen sächsischen Forstgehilfen, der in der Heimat scheitert und nach Amerika auswandert, hat er eine Figur geschaffen, die

den Bildungshunger des jugendlichen Lesepublikums spielerisch wecken soll. Die tragikomische Figur mit erheblichen Eigenanteilen – prahlerisch, von sich selbst eingenommen, aufbrausend und bildungsdünkelhaft, im Kern aber eine liebenswerte Person und eine treue Seele – erfüllt eine didaktische Aufgabe. Hobble-Frank ist ein Opfer lexikalischer Lesefrüchte, die in seinem von Bildungstrümmern überfrachteten Kopf zu den bizarrsten Überzeugungen verschmelzen, die er der unwissenden Umwelt gerne mit dem Gestus der Überlegenheit an den Kopf wirft. Seine Tiraden werden in der Regel fassungslos, oft aber auch korrigierend entgegengenommen, was den jähzornigen Frank doch ziemlich kränkt. So richtig komisch sind seine Ergüsse aber nur für Leser, die den Unfug seiner zusammengerührten Halbwahrheiten durchschauen können – was den jugendlichen Leser anspornen soll, die lyrischen Verballhornungen, historischen Verdrehungen und naturwissenschaftlichen Albernheiten zu überprüfen, die ihm aus Franks Redeschwall entgegenpurzeln. Hobble-Frank jedenfalls brachte es in jener Knabenzeitschrift zu einer Beliebtheit, die ihm Leserbriefe, eigene Kolumnen in sächsischem Dialekt einschließlich biographischer Mitteilungen über seinen Ruhesitz in der Villa Bärenfett bei Dresden bescherten – der Schüler Arno Schmidt dürfte die Wissensproben, die Hobble-Frank servierte, als Herausforderung betrachtet haben.

Allerdings liest er diese Erzählung, die 1890 zusammen mit der Jugenderzählung ›Der Sohn des Bärenjägers‹ unter dem Titel ›Die Helden des Westens‹ als Buchausgabe im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft erschien, weder in der originalen Zeitschriftenfassung noch in der nur gering von ihr abweichenden ersten Buchausgabe. Er begegnet ihr in der gekürzten und das handelnde Personal verändernden Bearbeitung des Radebeuler Karl-May-Verlages in Band 35, ›Unter Geiern‹, der nach Rechteerwerb vom Unionsverlag im Jahr 1913 erstmals Ende 1914 erschien. Zu den Kürzungen heißt es in der im KMV erschienenen ›May-Bibliographie 1913–1945‹:

Darüber hinaus wurden vor allem die Dialoge gekürzt, in denen der Hobble-Frank seine Gelehrsamkeit unter Beweis zu stellen suchte. Sie waren von May aus pädagogischen Gründen eingesetzt worden, da sich die Zeitschrift ›Der Gute Kamerad‹, in dem seine Jugenderzählungen erstmals abgedruckt waren, vor allem an die Gymnasialjugend wandte. Breiten Bevölkerungsschichten konnten diese oftmals allzu intellektuellen Wortspielereien – die auch die heutigen Pennäler überfordern dürften – ohne ausführliche Erläuterungen nicht dargeboten werden.<sup>34</sup>

Sollte das Bildungsniveau zwischen 1890 und 1914 tatsächlich so rasant abgesunken sein, dass derartige Eingriffe zwingend geboten waren? Oder sollten Hobbles Franks und Mays spezielle Adressaten nicht vielmehr gegen die Zielgruppe eines kommerziell interessanteren ›Volksschriftstellers‹ ausgetauscht werden? Der Pennäler Schmidt jedenfalls dürfte kaum überfordert gewesen sein, im Gegenteil ... Noch in ›Sitaras‹, nach Ausleihe des entsprechenden Jahrgangs des ›Guten Kameraden‹, ist er von der Figur des Hobbles Frank, des entgleiten Autodidakten, entzückt: vielleicht sogar von der Selbstironie Mays, mit der er sie in Szene setzt? Da hat Schmidt die ›Oeffentliche Sendepistel an meine lieben, kleenen Kameraden‹ des Hobbles Frank in Nr. 52, S. 827 des Jahrgangs 1887/1888 entdeckt, in der *Euer rätseliger Hobbles Frank, Villa »Bärenfett« an der Elbe* das Rätsel aufgibt:

»Welche hervorragende Eigenschaft hat der bekannte Dammarlack mit dem weltberühmten Hobbles Frank gemeene?«<sup>35</sup>

In seiner Konfusion hat er den Namen des Eroberers ›Tamerlan‹ bzw. ›Timur lenk‹ leicht verfremdet; die Lösung, die in Nr. 5 des 3. Jahrgangs, Oktober 1888, S. 79, verraten wird, lautet: »*se hinken alle beede*«. <sup>36</sup> Schmidt kommentiert diese Sendepistel wie folgt:

Derlei double=dealing, (den Kenner u. a. an die <...ation>=Serien in JOYCE'S <Wake> erinnernd), unterlief MAY nämlich nicht nur im größten Maßstab UBW; sondern er konnte so was auch bewußt=witzig einbauen : wenn der redselige Hobbles Frank Rätsel aufgibt, ja, dann ist er eben »rätselig«, (vgl. die <Preis-aufgabe> zum Schluß des GEIST im <GUTEN KAMERADEN>).<sup>37</sup>

Wenn Schmidt lobt, dann scheut er auch die entlegensten und ehrenvollsten Vergleiche nicht; und hat zugleich auch keine Hemmungen, den Master zu beklauen: Auf S. 181 in ›Zettels Traum‹ heißt es:

( (...) |Durch die Etymys wird ébm, Ihr cunt sogn was Ihr wollt, die gleiche redselhafte S=Erregtheit, vom Autor auf den Leser überspielt!|).<sup>38</sup>

Was den Knaben Schmidt an diesem Buch nachhaltig beeindruckt hat, sind ganz offensichtlich seine wechselnden Landschaften, die hier so lebendig und handlungsintegrierend eingesetzt werden wie in kaum einem anderen Werk von Karl May. Niemals wirken sie starr und lediglich illustrierend: Sie sind immer mit Gefühlswerten besetzt und durch Phänomene belebt, die sogleich durch die Helden der Ge-

schichte den abergläubischen Mitläufer-Protagonisten naturwissenschaftlich im Gestus der Aufklärung ›erklärt‹ werden.

Held der Erzählung ist der jugendliche Bloody-Fox, der im Alter von acht Jahren seine Eltern bei einem Überfall der sogenannten Llano-Geier verlor, die durch falsch gesteckte Pfähle Reisende, die jene Wüste durchqueren wollen, in die Irre führen, sie verschmachten lassen und ausrauben. Bloody Fox verlor seine Erinnerung an seine Kindheit, nur der traumatische Überfall selbst gravierte sich unzerstörbar in sein Gedächtnis ein. Er ist es, der als sagenhafter Geist, maskiert mit einem weißen Büffelfell, den Llano durchstreift und die Geier durch gezielte Kopfschüsse hinrichtet.

Gespentisch sein erster Auftritt kurz nach dem Ausbruch eines Tornados, von lichtfunkelnden Linien eingefasst, einen Kreisbogen in den Himmel beschreibend. Kurze Zeit später, vor dunkelrot glühendem Horizont, dieselbe Geistererscheinung, dieses Mal mit dem Kopf nach unten, was Old Shatterhand als Luftspiegelung, verursacht durch brennende Kaktusstrecken im Llano, erklärt. Am eindrucksvollsten aber ist das ›Singende Thal‹, in dem die durch den im Llano tobenden Sturm produzierte Elektrizität St.-Elmsfeuer an den Kandelabern von Kakteen funkeln lässt; wo akustische Phänomene der Luft, bei denen alle Orgelregister gezogen werden, die rastende Personengruppe zum Schauern bringen, und das schließlich den Höhepunkt darbietet: einen Meteoriten, der sich mit Kometenschweif nähert, mit einem Knall zerspringt und in den hoch aufspritzenden kleinen Weiher fällt, so dass die dort lagernden Männer mit Wasser besprengt werden:

*Nur Winnetou hatte auch jetzt seine gewohnte Ruhe beibehalten; es gab eben kein Ereignis, welches ihm dieselbe rauben konnte.*

*»Ku-begay, die Feuerkugel,« sagte er. »Der große Manitou hat sie vom Himmel geworfen und auf die Erde geschmettert.«*

*»Eine Feuerkugel?« fragte Blount. »Ja, es sah wie eine Kugel aus. Aber habt Ihr den Schwanz gesehen? Es war ein Drache; es war der Teufel, der böse Geist, welcher um Mitternacht sein Wesen treibt.«*

*»Pshaw!« antwortete der Apache, indem er sich von dem abergläubischen Manne abwandte.<sup>39</sup>*

Und auch der deutsche Bärenjäger klärt die furchtsamen Yankees auf:

*»Könnten wir das Wasser entfernen, so würden wir ein Loch im Boden sehen, in welchem der Aerolith steckt, ein Stück des Meteorsteines, aus welchem die Feuerkugel bestanden hat.«<sup>40</sup>*

Die Spuren, die Kometen und Meteoriten – insbesondere die, die in Teiche fallen – durch Schmidts gesamtes Werk ziehen, werden noch gewürdigt werden. Das ›Singende Thal‹ jedenfalls und der Llano mit seinen Kaktusfällen und dem heimlichen Oasen-Paradies in seiner Mitte, verborgenes Heim des Bloody-Fox und ein Garten Eden, in dem die schwarze Mutter Sanna ihren verlorenen Sohn Bob endlich wieder in die Arme schließen kann, spielen in ›Sítara‹ eine ganz besondere Rolle. Diesen beiden Landschaften werden dort eigene Kapitel gewidmet, und der Furor, mit dem deren Sexualisierung betrieben wird, lässt den Schluss auf die besondere Bindung des Knaben Schmidt an dieses Buch zu.

Der Llano estacado hat ihn so fasziniert, dass er die Ich-Figur Walter Eggers in seinem 1956 erschienenen Roman ›Das steinerne Herz‹, natürlich in Klammern, sinnieren lässt:

(Marschall Davoust ließ 1811 Stangen als Wegemarken in der Lüneburger Heide einschlagen, staked plains, llano estacado; die dann manchmal von Partisanen absichtlich versetzt wurden : ne Geschichte draus machen !).<sup>41</sup>

Aber natürlich hatte May schon alle Geschichten über absichtlich versetzte Pfähle erzählt, ob im Llano estacado oder auf dem Schott Dscherid, dem trügerischen Salzsee in ›Durch die Wüste‹; und sogar die Lüneburger Heide als Handlungsort einer solchen Geschichte hatte er ihm weggenommen, in ›Old Surehand I‹ nämlich, mit dem er 1894 wieder in den Llano einkehrte:

*Wohl reitet ein einsamer Jäger oder Rastreador [Fußnote: Pfad- oder Goldsucher.], eine Gesellschaft kühner Wagehälse oder ein zweideutiger Pulk Indianer durch die Wüste, wohl knarrt auch ein schneckengleich langsamer Ochsenkarrenzug durch die Einöde, aber das, was wir einen Weg nennen, das giebt es nicht, nicht einmal jene viertelstundenbreit auseinander gehenden Geleise, wie man sie in den Pampas Südamerikas oder in der Lüneburger Heide und dem Sande Brandenburgs findet. Jeder reitet oder fährt seine eigene Bahn, so lange ihm der Boden noch einige wenige Merkmale bietet, an denen er erkennen kann, daß er überhaupt noch in der richtigen Richtung ist. Aber diese Merkmale hören nach und nach selbst für das geübteste Auge auf, und von da an hat man die Maßregel getroffen, diese Richtung vermittelt Pfählen zu bezeichnen, welche in gewissen Entfernungen in den Boden gesteckt werden.*<sup>42</sup>

Damit war die Lüneburger Heide als Handlungsort solcher Geschichten zum Schauplatz zweiter Klasse degradiert; dem Protagonisten Walter Eggers, der den Ort der Handlung in ›Das steinerne Herz‹, das Städt-



chen Ahlden, mit dem Blick des Feldvermessers und Kartographen durchstreift, bleibt nur der aus Jugendzeiten seines Schöpfers erhaltene sehnliche Wunsch, auch einmal derartige Geschichten zu erfinden.

In ›Zettel's Traum‹ verknüpft die Ich-Figur Daniel Pagenstecher Schmidts reale Entscheidung, in seiner Hamburger Realschule ab Untertertia (1927–1928) als Wahlfach Spanisch zu belegen, mit May-Lektüre:

(( : ob das möglich iss, : daß Ich, (aufgrund von Namen wie ›Llano Estacado‹) damals Spanisch gelernt habe ?...))<sup>43</sup>

– so jedenfalls Däns doppelt heimliches Sinnieren am rechten Rand, während sein Freund Paul, von der Ruhe des dörflichen Friedhofs inspiriert, mitteilt:

»KARL MAY soll, nach dem ödestn Ort auf Erdn gefragt, immer ›Guaymas in Sonora‹ geantwortet habm – (Dû=würdesD ›Darmstadt‹ sagn, Ich weiß)«<sup>44</sup>

Die Erwähnung von Darmstadt, wo Schmidt, mit wachsender Frustration, von September 1955 bis November 1958 gewohnt hat, schreibt der Hauptfigur Dän ein weiteres autobiographisches Detail zu, wie Schmidt es gerne tut: Auch die Ich-Figur A&O in ›Abend mit Goldrand‹ erzählt von ihren Hamburger Schultagen:

»Dr. Möbius (ein kleiner brünetter, gebändigt=geduldijer Mann) Spanisch, (Lehrbuch DERNEHL=LAUDAN, ›Lectura Española-[]‹)«<sup>45</sup>

Was stimmt, wie die Mitschüler bestätigen.<sup>46</sup>

Dieses Lehrbuch wiederum taucht, zusammen mit Kindheitseindrücken, die durch den Anblick von »JungStieren« ausgelöst werden, am rechten Rand der ersten Seite von ›Zettel's Traum‹, dem »zettel 4«, auf. Da erinnert sich Daniel Pagenstecher daran, dass er als Kind habe »›Euter‹« essen müssen: »Meine Mutter usw.– (tz, Wahnsinn; &=Brrr...)«,<sup>47</sup> und während die Rinder näher traben, fällt ihm ein:

(: ›La vaca, la cabra y la oveja nos dan su leche‹; sagde gleich Eins auf; (aus' m DERNEHL=LAUDAN...)<sup>48</sup>

Tatsächlich steht dieser Satz (Die Kuh, die Ziege und das Schaf geben uns ihre Milch) in der Lektion 3 des Dernehl-Laudan: Spanisches Un-

terrichtswerk Ausgabe A, Unterstufe, 4. Auflage Leipzig 1926, S. 13, das in Schmidts Hamburger Realschule verwandt wurde, worauf schon Jörg Drews im Jahr 1973 hinwies, der diese gesamte erste Seite von ›Zettel's Traum‹ eingehend interpretierte und zahlreiche subtile Verweise auf spätere Motive und Themen in ›Zettel's Traum‹ entdeckte.<sup>49</sup> Wie es sich eben für einen guten klassischen Romananfang gehört ... Wenn man aber weiß, dass diese erste Seite von ›Zettel's Traum‹ nachträglich geschrieben wurde<sup>50</sup> (was man an der kleineren Schrifttype der Schreibmaschine erkennen kann, die ansonsten erst ab S. 575 verwendet wird), kommt der erkennbaren Motivkette Kindheit-Spanischlernen-Llano estacado-May eine gesteigerte, da vom Autor in Kenntnis des weiteren Fortgangs bewusst gesetzte Bedeutung zu.

An diesem Werk von May, dem ›Geist des Llano estacado‹, hängt Schmidts Herz; lange nach Erscheinen seines utopischen Kurzromans ›Die Gelehrtenrepublik‹ im Jahr 1957, der stark von Mays ›Ardistan und Dschinnistan‹, aber auch vom ›Geist des Llano estacado‹ geprägt ist, bekundet Schmidt gegenüber Hans Wollschläger, den er in diesem Brief vom 29. 12. 1958 erstmals mit »Lieber Herr Wollschläger« anredet, sein fortdauerndes Interesse am Erwerb der May'schen Fehsenfeld-Bände 1–33, aber auch an Bd. 35 und 48 der Radebeuler Ausgabe des Karl-May-Verlages. Worauf Wollschläger am 7. 1. 1959 die erwünschten Bände in der aktuellen Fassung des Karl-May-Verlages übersendet mit der Anmerkung zu Band 35, ›Unter Geiern‹, deren maßvolle Bearbeitung »durchaus akzeptabel« sei: »(warum liegt Ihnen an dem Band?)« Hierauf antwortet Schmidt am 20. 1. 1959:

Schönsten Dank für die beiden gehefteten Bände, 35 und 48 – meine Frau hat sie mir erst am 18. auf den Geburtstagstisch gelegt; daher die Verspätung – im allgemeinen genügen sie mir durchaus. (Band 35 will ich einmal näher durchsehen, weil ein Kollege sich breit darauf auszuruhen gedenkt – es sind wohl 30 Jahre her, daß ich es zuletzt las, und das ist doch selbst für mein ziemlich gußeisernes Gedächtnis etwas lange her).

Der besagte »Kollege« ist natürlich er selbst; die ausweichende, einen ›Ich-Satz‹ vermeidende, Antwort belegt die emotionale Bindung an das Werk, die er trotz des seit April 1958, spätestens seit Juli 1958, rein privaten Charakters des Briefwechsels mit Wollschläger seinem Briefpartner nicht offenbaren möchte.

\*

Wie findet der Jugendliche Schmidt aus Mays Westen in den so viel farbigeren, vielschichtigeren und literarisch fruchtbareren Orient? Alle Spuren deuten darauf hin, dass es die Lektüre der Bände 26 und 27, der letzten traditionellen Reiseerzählungen Mays, erschienen 1898, ist, die ihn gleichsam bei der Hand nimmt und in den Orient verfrachtet: die Bände ›Im Reiche des silbernen Löwen‹ I und II.

Jene beiden Bände gelten als die schwächsten dieses Genres; May hatte den Schwung und die Lust verloren, in seinem alten Stil weiterzuschreiben. Mitten auf dem Höhepunkt seines öffentlichen Ruhmes, als er dem Publikum als Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi entgegentrat und die Gleichung Karl May/Romanfigur vollzog, schienen heimliche Ängste vor der Entlarvung seine unbekümmerte Fabulierlust zu lähmen, wozu der Bruch mit dem ›Hausschatz‹ während des Vorabdrucks des ›Silberlöwen II‹ und der ökonomische Zwang, zeitgleich möglichst viele Buchausgaben für den Verleger Fehsenfeld zu füllen, erheblich beitrugen.

Der ›Silberlöwe I‹ beginnt in Amerika. Old Shatterhand, der sich ansonsten nur allzu gerne mit der Maske eines Nobody tarnt, um seine Grandiosität umso herrlicher strahlen zu lassen, wenn die Maske schließlich fällt, trifft in noch sehr depressiver und menschenscheuer Verfassung kurz nach Winnetous Tod auf die Zwillingbrüder Jim und Tim Snuffle. Mit ihnen macht das Ich, das dennoch behauptet, sich im Stillen zu amüsieren, eine kränkende Erfahrung; denn die beiden glauben seine wiederholten Behauptungen, dass es Old Shatterhand sei, keineswegs. Sie sehen lediglich einen Mann in schlotternder Jeanskleidung, der sich nach längerem Aufenthalt bei den Siedlern mit neuer, wenig ›passender‹ Kleidung hatte versehen müssen. Nur der kostbare Schwarzsattel, den er reitet, stimmt sie nachdenklich; dass er ein Geschenk Winnetous sei, wie von dem Ich erklärt, glauben sie ebenfalls nicht, sondern ziehen ins Kalkül, dass das Ich ein Pferdedieb sein könnte (was May im Jahr 1869 tatsächlich gewesen war). Das zweifelhafte, von den Snuffles schlicht als *Mr. German* benannte, Ich und die Snuffles begegnen einem amerikanischen Fremden, der ein persisch aufgeäumtes Pferd reitet und einen persischen Dolch mit sich führt. Old Shatterhand wiederum verdächtigt den Fremden sofort als Dieb – zu Unrecht, wie sich später herausstellt –, und kommt einem Revolverschuss des erzürnten Verdächtigen durch den berühmten Jagdhieb an die Schläfe zuvor; aber noch immer glauben die Snuffles nicht, dass sie es mit Old Shatterhand zu tun haben: die keineswegs kräftige Gestalt, die weiche Frauenhand, der noch in einem Futteral versteckte Henrystutzen, die merkwürdige Kleidung, und überhaupt,

haben sie doch erst kürzlich in Fort Clarke einen Westmann getroffen, der sich zwar zu Unrecht, wie sie später erfuhren, aber dennoch viel glaubwürdiger als das Ich als Old Shatterhand ausgegeben hatte ... Erst nach der folgenden Episode sind sie von seiner Identität überzeugt: Old Shatterhand durchsucht die Satteltaschen des Verdächtigen und findet

*ein kleines Buch, welches in Maroquin gebunden war. Als ich es öffnete, sah ich persische, nicht gedruckte, sondern geschriebene Schriftzüge; ich las auf der Seite, welche ich ohne Wahl getroffen hatte:*

»Du yar zirak u az bada in kuhun du mani,  
Faragat-i va kitab-i va gusa i caman-i!  
Man in huzur bi dunya va achirat na diham;  
Agarci dar pay-am uftand chalki, anjuman-i!«

*Das war ja ein im Mujaß-Metrum gedichtetes Ghasel aus dem Diwan des Hafis, des größten Lyrikers, den Persien geboren hat! Konnte dieses Buch das Eigentum eines einfachen, gewöhnlichen, ungebildeten Savannenläufers sein? Entschieden nicht!<sup>51</sup>*

Nachdem Old Shatterhand den Snuffles die weiterhin vorgefundene orientalische Wasserpfeife vorführt und erklärt, er könne diese Schriftzeichen lesen und verstehen, sind die Snuffles davon überzeugt, dass sie wirklich den berühmten Westmann vor sich haben; schließlich ist die Kunde von seinen Orientreisen bis nach Amerika vorgedrungen.

Von dieser Stelle ist Schmidt noch nach vielen Jahren fasziniert. Der Einbau von auch nur oberflächlichen Lesefrüchten zur Beglaubigung einer Allwissenheit seiner Ich-Figuren gehört auch zu seinen eigenen Produktionsmethoden, und das Geschick Mays, en passant Wissen auszubreiten, dies aber als handlungsförderndes, sehr stimmiges fiktionales Element einzusetzen, hat für Schmidt Vorbildcharakter. Am 9. 2. 1963 erkundigt er sich bei Wollschläger nach dem Inhalt jenes Hafis-Ghasels; die Antwort seines Briefpartners vom 19. 2. 1963, dass es für ihn unübersetzbar sei und er auch die Quelle hierfür nicht gefunden habe, May womöglich selbst nicht gewusst habe, was diese Zeilen bedeuten, befriedigt ihn keineswegs. Und so poltert Schmidt am 24. 2. 1963 – zu diesem Zeitpunkt ist für ihn das Manuskript zu ›Sitarā‹ »nunmehr endgültig fertig, und wird in den nächsten Tagen in Satz gehen« – brieflich los:

2.) Das ›Hafis=Ghasel‹ unübersetzbar ?! Hat die 50=Jahre=May=Überprüfung nich mal das verifiziert : Sie, dann wär das aber doch eine gar nicht

un=treffliche Vorwerfung dem Riesen [Roland Schmid, KMV] gegenüber, (der doch ständig damit prahlt, daß man in dieser Beziehung ›keine Mühe gescheut habe) ! Fragen Sie ihn doch mal in aller Unschuld.

Im Zusammenhang mit seinem Buch ›Sitarā‹ ist die Entzifferung dieser persischen Zeilen völlig irrelevant; aber das alte Rätsel, das diese fremdartige Sprache und Old Shatterhands nicht mitgeteiltes Verständnis dieser Zeilen, die er sogleich als Ghazel eines – auch Goethe zu seinem ›West-östlichen Divan‹ inspirierenden! – Dichters in einem bestimmten Metrum erkennt, ausgelöst hat, muss einfach geklärt werden.

Tatsächlich erweist sich jenes persische Buch als ein Schlüssel, der dem Leser mitten im Wilden Westen Mays Orient eröffnet; das Buch gehört dem geheimnisvollen Perser Dschafar, der unterdessen durch den Comantschenhäuptling To-kei-chun gefangenengenommen wurde. Die öde Handlung der beiden Amerika-Kapitel dieses Buches erschöpft sich in dreimaliger Gefangennahme und Befreiung von Dschafar und den unverständigen Snuffles, die Old Shatterhands Ratschläge niemals befolgen und so für ihre anfängliche Ignoranz abgestraft werden; zwei Mal ist der Makik-Natun, der ›Gelbe Berg‹ mit seinen Häuptlingsgräbern, Ort einer Gefangenenbefreiung. To-kei-chun selbst wird bis zum Happy End gar vier Mal festgesetzt – diese unübersehbare Plotschwäche kommentiert Old Shatterhand wie folgt:

*»Kaum hat man einen befreit, so ist der andere so dumm, ihnen in die Hände zu laufen. Wenn das so fortgeht, so hört bis zum jüngsten Tag die Befreiung der Gefangenen nicht auf!«<sup>52</sup>*

Aber es geht so fort in diesem stark autobiographisch gefärbten Text, derartig zwanghaft, dass Old Shatterhand vor der zweiten Geiselnahme To-kei-chuns mit dem Ziel des Gefangenen austauschs stöhnt:

*Lächerlich! Wieder Auslösung! Ich hatte nur immer die Fehler anderer gut zu machen.<sup>53</sup>*

Dschafar aber, dem das Hafis-Buch gehört, beglaubigt Old Shatterhands zweite Existenz als Kara Ben Nemsī, denn er kennt Hadschi Halef Omar und ist ein Verwandter jener Dschanah, deren Ermordung Kara einst (in Band 3, ›Von Bagdad nach Stambul‹) nicht hatte verhindern können. Während Dschafar also die am Anfang des Romans gefährdete Identität des Ich glanzvoll aufrichtet, hüllt er seine

eigene ins Dunkel, sehr zum Ärger des Ich, das ihn einen *persische(n) Schöngeist* nennt, da er *mehr Auge für seinen Dichter als für die Gegend, durch welche wir kamen*,<sup>54</sup> habe – eine die Realität ausblendende Verhaltensweise, die Dschafar, in seinem Hafis lesend und hinter dem Tross zurückbleibend, prompt die dritte Gefangenschaft einträgt. Was Dschafar im Auftrag des Schah im Wilden Westen eigentlich zu suchen hat, bleibt den Beteiligten verborgen, ebenso seine gesellschaftliche Position als »Mirza«, ein Titel, der dem Namen vorangestellt einen Gelehrten oder Dichter, dem Namen nachgestellt aber einen Prinzen kennzeichnet. Über das Abschiedsgeschenk Dschafars an Old Shatterhand, seinen viel zu kostbaren Chandschar (Dolch), kommt es fast zum Streit zwischen den beiden, und Dschafars Einladung, ihn in Persien zu besuchen, wird vom Ich nahezu ablehnend aufgenommen, lauten Dschafars Worte doch:

*»So ist nicht zu bestimmen, wo und wann wir uns treffen können. Was ich jetzt bin, das ist Nebensache; was ich dann sein werde, das weiß ich nicht. Aber ich bin überzeugt, daß Ihr von Mirza Dschafar hören werdet, der ein Sohn von Mirza Masuk ist. Merkt Euch diesen Namen!«*<sup>55</sup>

*Die letzte Rede Dschafars hatte etwas selbstbewußt geklungen, grad so, als ob er ganz genau wisse, daß er einst ein Mann von Macht und Einfluß sein werde. Was war er jetzt? Ich wußte es nicht; ein Rätsel war er mir,*<sup>56</sup>

resümiert Old Shatterhand.

Diese rätselhafte Figur des Dschafar führt den Leser übergangslos in den Orient, denn die nachfolgende, im Orient spielende Handlung wird durch philosophische Erörterungen über Zufall und Vorsehung eingeleitet, wobei das Ich an letztere glaubt:

*Ich hege vielmehr die vollständige und unerschütterliche Ueberzeugung, daß wir Menschen von der Hand des Allmächtigen, Allweisen und Allliebenden geführt werden, ohne dessen Willen – nach dem Worte der heiligen Schrift – kein Haar von unserem Haupte fällt. ...*

*So war es auch in Beziehung auf mein Zusammentreffen mit Dschafar, welches in meinem viel bewegten Leben den Raum einer kurzen Episode einnahm, an die ich nur höchst selten einmal dachte. ... Und doch sollte diese halb vergessene Episode mir noch nach einer Reihe von Jahren ihre Konsequenzen zeigen; die Ereignisse, von denen ich jetzt erzähle, werden das beweisen. –*<sup>57</sup>

Den Beweis führt er dann allerdings nicht, im Gegenteil; zu einer Wiederbegegnung mit Mirza Dschafar kommt es weder in Band I

noch in Band II – das Geheimnis, das diese Person unwittert, wird sogar noch verstärkt. Unter den geraubten Schätzen, die der Bösewicht der nachfolgenden Geschichte, der Säfir, zusammengeraubt hat, findet sich ein kostbar eingefasstes Doppelporträt von Dschafar Mirza, der nun als Prinz erkennbar ist, und einer »Schahzadeh Khanum Gul«, ein

*wunderschönes, orientalisches Frauenangesicht mit geheimnisvollen Dunkelau-  
gen, aber kalten, unerbittlichen Lippen und rätselhaften Sphinxziügen, ein Ge-  
sicht, welches mich sofort, doch nicht etwa den Menschen, sondern den Psycho-  
logen in mir, gefangen nahm*<sup>58</sup>

– eine Frau, über die sich Kara Ben Nemsi wegen des Verstoßes gegen das Abbildungsverbot des Islam sogleich weitreichende Gedanken macht:

*in Beziehung auf die Schahzadeh Khanum aber ergab sich daraus die wahr-  
scheinlich berechtigte Folgerung, daß sie eine jener selbständigen Damen sei,  
vor denen der Orientale ein Grauen hat. Hat es schon bei uns einen eigenen  
Beigeschmack, wenn wir von einer »emanzipierten Frau« sprechen, so tritt die-  
ser goût hétérogène im Oriente noch viel mehr hervor. Wer es fertig bringt, alle  
Traditionen und Rücksichten außer acht zu setzen und die Fesseln des so streng  
abgeschlossenen dortigen Frauenlebens zu sprengen, der ist gewiß mit einem  
explosiven Temperamente ausgerüstet oder hat – ich bitte, mich eines Lieblings-  
ausdruckes meines kleinen Halef bedienen zu dürfen – verschiedene Schejatin  
[Fußnote.: Plural von Schejtan Teufel] im Leibe sitzen. Daher der Widerwille des  
Orientalen, den Frieden seines Harems durch eine solche »Teufelin« in das Ge-  
genteil umwandeln zu lassen.*<sup>59</sup>

Dschafar ist einfach nicht zu packen – auch von Arno Schmidt nicht, den diese Figur nicht loslässt. In Mays Spätwerk ›Im Reiche des silbernen Löwen IV‹ aus dem Jahr 1903 taucht Dschafar endlich wieder lebhaftig auf, und auch jene besagte Gul, die Rose von Schiraz, tritt peitschenschwingend in die Erscheinung, ohne dass die Beziehung dieser beiden Figuren zueinander mit mehr als nur ein paar dunkel andeutenden Sätzen gestreift würde; zuvor, 1899, in ›Am Jenseits‹, wirkt Dschafar lediglich aus der Ferne, wiederum die wahre Identität des unter Pseudonym reisenden Kara Ben Nemsi enthüllend. Denn der Perser Khutab Agha, Oberaufseher des Heiligtums von Meschehd Ali, ist mit dem Mirza befreundet, und Halef ist so unvorsichtig, ihn auf Dschafars Dolch hinzuweisen, den Kara in seinem Gürtel trägt. Eine Enttarnung, die dem Christen Karl auf dem Weg nach Mekka in der Atmosphäre fanatischen Hasses zwischen Sunniten und Schiiten durchaus gefährlich

werden könnte. Wiederum auch ist es ein Buch, das eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Ich und dem geheimnisvollen Dschafar knüpft: Diesmal sind es die vier Evangelien in persischer Sprache, ein Geschenk Karls an Dschafar, das jener in Metall binden und mit einem silbernen Lesezeichen versehen ließ, um es nach fruchtbringender Lektüre jenem Khutab Agha zu schenken. Die Kugel, die diesen töten soll, prallt von dem an der Brust getragenen Buch ab ...

Ich bin weiteren sehr merkwürdigen Hypothesen – vermutlich sogar Entdeckungen – im ›Silberlöwen‹ auf der Spur : was könnte ich da nicht noch alles in majorem Maji gloriam herauschmecken, wenn schon die diversen Textvarianten vorlägen, sowie Biografie und Briefbände !

schreibt Arno Schmidt schon am 15. 11. 1957, zwei Monate nach Beginn des Briefwechsels mit Hans Wollschläger, um dann eine »Spezialfrage« loszuwerfen: »Wer ist Dschafar Mirza?« Die Antwort seines Briefpartners vom 16. 11. 1957, dass er diese Figur des Spätwerks als »vordergründig« ansehe, »zumal sie ja schon in der recht flachen und langweiligen Amerika-Erzählung von SILBERLÖWE I exponiert sei«, und dass er kaum glaube, dass May eine reale Person seiner Umgebung darin habe spiegeln wollen, fordert Schmidt in einem Brief vom 29. 11. 1957 zum Widerspruch heraus:

Dschafar Mirza : ich bin überzeugt, daß May im Silberlöwen fast nie allgemeine Begriffe gemeint hat; vielmehr kann man in jedem Fall getrost erst einmal voraussetzen, daß er eine ganz bestimmte Persönlichkeit vor Augen hatte – jeder praktisch Schreibende wird Ihnen bestätigen, daß – wenn man erst einmal solche Maskerade zum System erhoben hat – man kein Ende mehr findet ! Dann mischen sich Spieltrieb, Rachegeilust, Freude an der Verlarvung, Interesse an der Erprobung solch künstlerischer Möglichkeit, usw. usw., derart intensiv, daß es zur größten Gefahr wird, Thema und Verfahren tot zu reiten.

Nach der Lektüre von Mays Studie über seine erste Frau Emma Pollmer, die Schmidt im Juli 1959 einen ganz neuen Zugang zur autobiographischen Lesart der Bände III und IV des ›Silberlöwen‹ vermittelt, geht er am 12. 8. 1959 auf Deutungsangebote Wollschlägers ein:

Die STUDIE : ja, natürlich; Welte ist der ›Aschyk‹ ; das habe ich bei der zweiten, eingehenden Lektüre auch mir notiert. (Aber sollte es nicht auch doch ›Dschafar‹ sein ? Ich schloss es nur aus dem ›Bild‹, auf dem Beide nebeneinander stehen.)



Max Moritz Welte wird in Mays ›Studie‹ als eifersuchtsauslösender jugendlicher Verehrer seiner Frau Emma geschildert; der ›Aschyk‹ ist der heimliche Geliebte der Emma-Spiegelung Pekala in Band IV des ›Silberlöwen‹. Mit der Einfühlung eines viele Lebensdetails ins eigene Werk verlarvenden Autors in den Seelenzustand eines Gleichgesinnten hat Schmidt das Bild der Gul als dasjenige der emanzipierten ›Schetana‹ empfunden, als die May seine Frau sowohl in der ›Studie‹ als auch in Gedichten und Dramenfragmenten von 1902/1903<sup>60</sup> beschrieben hat:

wenn Sie Silberlöwe II, 384=385 – »Sphinx/Rätsel/Psychologe« – zusammenhalten mit den gleichwertigen Formulierungen der ›Copie Nr.2‹ und des ›Lebens und Strebens‹ : ja, dann ist sie eben doch die ›Emma‹,

darauf besteht Schmidt noch am 13. 10. 1964 gegenüber Wollschläger.

Eine zutreffende Interpretation, die zugleich das Rätsel Dschafar löst; mit dieser Figur setzte May immer wieder zu einem kritischen Selbstporträt des Literaten May in der Welt an: der in der Realität verlorene und gefährdete, aber durch Bücher identitätsstiftende und lebensrettende Dichter, der seine Vergangenheit verschleiert und von grandiosem, in die Zukunft weisenden Selbstbewusstsein getragen ist (und zugleich schicksalhaft an eine Teufelin gekettet). Dschafar ist es, der dem Ich zuletzt, nachdem dieses seine fiktiven Identitäten Kara Ben Nemsis und Old Shatterhand verabschiedet hat, als Geschenk des Schah-in-Schah dessen Ehrengewand – den Dokortitel – und den Glanzrappen Syrr, den wahren Pegasus, überbringt.<sup>61</sup> Schmidt ist auf der richtigen Spur.

Der Eindruck, den die Jugendlektüre des ersten ›Silberlöwe‹-Bandes als Tor zum Orient beim jugendlichen Leser Schmidt hinterlassen hat, lässt sich wiederum bis in ›Zettel's Traum‹ verfolgen; der Makik-Natun, der Gelbe Berg, der ausschließlich in jenem Band vorkommt, wird dort auf S. 179 kurzerhand zur Topographie der Dän'schen Umgebung befördert:

»Zunächst ma verlieren Wir Uns jetzt in den ›GELBEN BERGEN‹, einem der angenehmsten Labyrinth=hierzulande : delicate sandije Plätzchen; kleine grünhaarichSDe Anhöhen; Wald=>Blößen‹ anregendster Art...«<sup>62</sup>

Wozu dem Karl-May-Fan Paul am rechten Rande natürlich folgender Kommentar eingegeben wird:

(: » »Makik=Natun« –«; (murmld P):» »Silberlöwe i. –«)<sup>63</sup>

Was einen ganzen Hallraum von May-Assoziationen auf dieser Seite, die eigentlich der Diskussion von Poes »Rodman« gewidmet ist, eröffnet: Achmed Ibn-Arabschah und dessen Geschichte Tamerlanes (wobei »Tamerlan« auch die Rätselfrage des Hobble-Frank nach der Gemeinsamkeit zwischen Tamerlan und ihm aufscheinen lässt), die Huri des islamischen Paradieses

(alles recht schwüles »Geografische Prädichten« ; (MAY)<sup>64</sup>

und die »Eddys & dimples« aus einem Longfellow-Gedicht werden assoziiert – zu der bereits in Schmidts Jugendzeiten erfolgten Verknüpfung Longfellows mit May, die auch Schmidts Spätwerk-Buch permanent eingewebt ist, wird in einem späteren Abschnitt Näheres ausgeführt.

Am 5. 10. 1962, nachdem Schmidt entdeckt hat, dass in der Radebeuler Ausgabe des »Geist des Llano Estacado«, Bd. 35, »Unter Geiern«, die er als Jugendlicher las, die beiden Snuffles eliminiert wurden, schreibt er an Wollschläger:

Ich hab' neulich den raren Jahrgang des »Guten Kameraden« von der »Dt. Union, Stuttgart« geliehen bekommen – ich brauchte ihn für das Großkapitel »DIE OASE IM KAKTUS« – und mehrere nachdenkliche Entdeckungen gemacht : Sie, die Radebeuler haben da ganz hübsch geändert ! Wissen Sie, daß da die »beiden Snuffles« (aus dem I. Silberlöwen, jawohl) unverächtlich mitfigurieren ?

Zwei Jugendlektüren, die ihn nachhaltig beeindruckt haben: die Snuffles tauchen, in durchaus unterschiedlicher Gestalt und Beschreibung, ausschließlich in diesen beiden Bänden auf; sie wurden durch den KMV aus dem »Geist« in der Bearbeitung »Unter Geiern« herausgestrichen, weil Old Shatterhand sie dort als durchaus positive Figuren und erfahrene Westmänner zu Lebzeiten Winnetous kennenlernt, er den Snuffles aber in dem Jahre später von May für ein anderes Publikum – die erwachsenen Leser des katholischen »Deutschen Hausschatzes« – geschriebenen »Silberlöwe I« erstmals nach Winnetous Tod begegnet.<sup>65</sup> Von ihren Tollpatschigkeiten ist der Held nun genau so genervt wie von der ständigen Redensart, mit der ihr Autor sie, traditionell für derlei Nebenfiguren, selbst ausgestattet hat; das Erkennungszeichen der Snuffles lautet: »das höchste der Gefühle«, eine Wendung,

die Old Shatterhand, der sonst so souverän-gelassene, den Protagonisten der zweiten Reihe übel nimmt:

*»Hört, das höchste der Gefühle wäre für mich jetzt, Euch einmal meine Hand hinter das Ohr legen zu können, aber wie!«<sup>66</sup>*

entfährt es dem Ich einmal, und dieser Ausbruch verrät die Frustration seines Schöpfers, der sich in einem unerbittlichen Produktionszwang befindet.

Derartige Widersprüche in der Personenzeichnung und der Handlungsführung zwischen den ›unverächtlichen‹ Snuffles in Mays frischer Erzählung für die Jugend, dem ›Geist‹, und den nervtötenden Tollpatschen in Mays späterem Reiseromanschaffen bedurften offenbar der kommerziellen Glättung –: für Schmidt allerdings bedeutet die späte Entdeckung, dass die Snuffles, denen in ›Sitarā‹ trotz ihrer offensichtlich geringen Bedeutung im Gesamtwerk Mays ausführliche Erörterungen gewidmet werden, tatsächlich in beiden und ausschließlich in diesen beiden der ihn so anregenden Jugendlektüren vorkamen, nicht gerade wenig:

Also auch hier müssen früher oder später die Originale an den Tanz

– fordert er in seinem Brief vom 5. 10. 1962 an Hans Wollschläger, nachdem ihm zuvor die Textgestalt sämtlicher May'scher Werke mit Ausnahme des Spätwerks völlig gleichgültig war (oder nur zu sein schien?).

\*

Wie aber, wenn man, literarischen Stammbäumen nachgehend, leichter zu unbekanntem großen Kunstwerken fände ? – verschollenen und vergessenen – die man ansonsten schwerlich, vielleicht nie aufspürte ? Verstehen Sie mich recht : ich sage mir – völlig ehrerbietig, wohlgemerkt – : wenn ich ein Buch weiß, welches des sehr großen Edgar Poe Phantasie so entscheidend entzündet hat : dann muß doch schon etwas an diesem Buche sein ! Oder anders ausgedrückt : wenn ein bedeutender Dichter Ihnen ein Werk empfiehlt – sei es nun durch offene Nennung des Titels; oder durch schamhaft=verschwiegene Benützung – was vielleicht das noch größere Lob ist – dann folgen Sie getrost diesem gewichtigen Hinweis !<sup>67</sup>

lässt Schmidt seinen ›1. Sprecher‹ in dem im Mai 1956 entstandenen Radiodialog ›Herrn Schnabels Spur‹ den geeigneten Hörern

empfehlen – ein Ratschlag, an den Schmidt sich selbst zeitlebens gehalten hat.

Aus seiner im Jahr 1945 in Schlesien verlorenen Bibliothek, von der Schmidt einen nicht unerheblichen, insbesondere den wertvollsten, Bestand retten kann, hat sich u. a. auch ein Werk von Pomponius Mela: ›De situ orbis‹ (1646), eine Ausgabe aus dem 18. Jahrhundert, erhalten<sup>68</sup> – da Schmidt in der Schule kein Latein gelernt hat, stellt sich die Frage, aus welchen Gründen er sich dieses sicherlich kostspielige Buch angeschafft haben mag.

Die Antwort gibt Schmidt in seinem im Oktober 1948 verfassten fiktiven Brief an den Poe-Übersetzer »Herrn W. Carl Neumann« (der eigentlich Carl W. Neumann hieß),<sup>69</sup> dessen Übersetzung von Poes ›The Fall of the House of Usher‹ er einen vernichtenden Verriss widmet, indem er sie mit seiner eigenen, mit »25. September 1946, 10 h 57 m«<sup>70</sup> datierten Übersetzung vergleicht. Über den ›Usher‹ heißt es dort:

Bücher werden dort gelesen, alte Bände, wie sie seit Jahrhunderten Abseitige und Träumer und Genien entzückt haben : Holbergs unterirdische Reise des Nikolas Klim (Meine alte deutsche Ausgabe von 1753 hab ich mir in die Tasche gesteckt, als ich zum letzten Male vor meinen Büchern stand, und der Russe 5 km vor der Stadt; jetzt ist sie polnisch), Tiecks unvergängliche »Reise ins Blaue hinein« (oh, ich hatte Alles, Alles !), »and there were passages in Pomponius Mela, about the old African Satyrs and Oegipans over which Usher would sit dreaming for hours«;<sup>71</sup>

wobei hier noch auf die Feinheit hingewiesen werden soll, dass Schmidt jenem Herrn Neumann vorwirft, Poe aus dem May'schen und Wieland'schen ›Dschinnistan‹ nach Deutschland übersetzt zu haben ...<sup>72</sup> Diese sehr autobiographische Passage belegt, dass Schmidt tatsächlich den Literaturempfehlungen seiner Lieblinge folgt: 1938, so jedenfalls sein eigenhändiger Vermerk auf der Titelseite des Buches, kauft er die – ebenfalls in diesem Brief erwähnte – vierbändige Ingram-Ausgabe der Werke Poes aus dem Jahr 1874.<sup>73</sup> Im selben Jahr erwirbt er die Klim-Ausgabe aus dem Jahr 1753,<sup>74</sup> und vermutlich kurz danach jene teure Ausgabe des von Usher studierten Pomponius Mela – alle drei Werke kann er durch Postversand nach Quedlinburg an die Adresse seiner Mutter im letzten Heimaturlaub von Februar 1945 vor Abfahrt zur Westfront retten. Sie finden, wie zahlreiche weitere Bücher, später den Weg in seine Bibliothek im Westen Deutschlands. Holbergs ›Klim‹ und Mela werden ausgiebig in Schmidts Werken zitiert, Mela mit seinen »Aegipanen«, die laut älteren Fabeln Wald- und

Berggötter in der Gestalt kleiner, haariger Menschen mit Ziegenfüßen oder aber Ungeheuer mit Ziegenbart und Fischschwanz waren, welche Libyen bewohnen sollen,<sup>75</sup> ausdrücklich in der seine Soldaten- und Vertriebszeit einschließlich Verlust der Bibliothek widerspiegelnden Erzählung ›Enthymesis‹ von Februar 1946 – wo sie in Schmidts Phantasie zu schemenhaft springenden und federnden Gestalten mutieren, »blätterschuppiges Maskengesicht« erkennt der Held und »grasfeines Grünhaar als Wallemähne«: »Gestalten wie aus Goldluft und Smaragd gemischt.«<sup>76</sup>

Genauso wie Poe liest er Karl May. Den von May offenbarten Wissensquellen und seinen Lektüreempfehlungen folgt er. Die erste sichtbare Spur dieser Beschäftigung wurde bereits erörtert: Schmidts eindrucksvolles Koran-Wissen zur Zeit des Besuches der Oberrealschule in Görlitz, das ihm den Spitznamen ›Allah‹ einträgt,<sup>77</sup> lässt sich unschwer auf May-Lektüre zurückführen – daran muss man sich auch nicht durch die lückenhafte Erklärung der Figur Egon Olmers in ›Abend mit Goldrand‹, der – in manchmal verfremdeter Form – die Schmidt'sche Biographie der Görlitzer Jahre beigegeben ist, irremachen lassen:

OLMERS (lach'nd): »Und wie ! Ich hieß, all die görlitzer Jahre hindurch ›Allah‹ : weil ich, gleich als ich hinkam, mal ne ganze Stunde hindurch 'n Vortrag über Mohammed gehalten hab'; (hauptsächlich aufgrund des HENNING (=Reclam'schen) ›Koran‹, und einiger LexikonsNotizn – (zur ThemenWahl mög'n, in letzter Instanz, knabenhafte polygame Gelüste das ihrije beigetragn habm ; mein'twegn, ich weiß es nich). –«<sup>78</sup>

Der siebzigjährige Olmers, der zudem noch die Last von Schmidts (mit dieser Figur stark lächerlich gemachten) Sexualobsessionen trägt, verrät hier nur die Quelle des eigenen, durch Überprüfung gewonnenen, Wissens sowie die letzte Instanz der Motivation seiner Themenwahl. Zur ersten Instanz schweigt er sich aus, was nicht sonderlich verwundert. Die erstanregende Quelle für sein Koraninteresse als Jugendlicher ist allenfalls leicht verschüttet, aber für den geübten Spurenleser (Fährtenlesen ist ein von Mays Helden ständig produziertes Kabinettstückchen, das Schmidt, den Leser provozierend, als Spurenleger gern nachvollzieht) noch genügend kenntlich: Eugen Fohrbach, der dritte Ich-Protagonist, dem Schmidts Mathematikvorliebe sowie Erinnerungsmaterial aus seiner Zeit als Soldat in Norwegen zugeordnet sind, ist nämlich Fan des Autors Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877), und auf eine entsprechende Frage des ju-

gendlichen Helden Egg bestätigt er mit großer Kennerschaft Hackländers Einfluss auf Mays Früh- wie Spätwerk, wodurch er sich en passant auch als May-Kenner outet. Dass die dem Autoren-Ich am nächsten stehende Figur des A&O diese Passage mit einer Reminiszenz an das als Kind besessene Märchenbuch der Amélie Godin, in dem sich auch Märchen von Hackländer befunden hätten, einleitet, verdichtet die Assoziationskette – Kindheit–Märchen–Orient–Hackländer–May – zu einer sehr direkten autobiographischen Aussage Schmidts.<sup>79</sup>

Seit 1956, der ersten Phase seiner wieder aufgenommenen May-Beschäftigung, befasst Schmidt sich auch mit dem ›Buch Mormon‹, der Bibel der ›Heiligen der Letzten Tage‹: Schon am 8. 11. 1956 bietet er Alfred Andersch in betont lässiger Manier u. a. ein Rundfunk-Nachtprogramm zum ›Buch Mormon‹ an (»ein literarischer Bluff größten Stils !«, »der höhere Blödsinn«<sup>80</sup>), für das er das Material annähernd beisammen habe. Andersch entscheidet sich allerdings für ein anderes Thema, und Schmidt, der grundsätzlich keine Brotarbeiten ohne entsprechenden Auftrag anfertigt, lässt das Thema vorerst fallen. Es gärt aber weiter in ihm, und so leistet er sich den Luxus, den Wunsch »in der Fantasie [zu] erledigen«,<sup>81</sup> wie es in der mit autobiographischen Details gespickten Erzählung von Februar 1957, ›Am Fernrohr‹, genannt wird. Fiktion als Wunscherfüllung: Das literarische Ich besucht Eduard, den Freund seit Schülertagen, der es sich in seinem Bücherhag eingerichtet hat und der die reale Welt nur noch als Voyeur bewohnt. Eduard hat eine reiche Großtante, die ihm manch luxuriösen Bücherkauf ermöglicht:

– ich erinnere mich noch genau, wie er endlich die langersehnte, 32-bändige Dünndruckausgabe der ›Encyclopaedia Britannica‹ von 1926 erhielt (und sie stand 2 Monate bei ihm auf dem Schreibtisch; ich fürchte, er hat während der ganzen Zeit nichts getan, als mit gefalteten Händen davor zu sitzen, und einzelne Lieblingsartikel nachzuschlagen : über das Buch Mormon (...).<sup>82</sup>

Doch das ›Buch Mormon‹ treibt Schmidt auch in der Realität weiter um: Am 20. 5. 1958 stellt er dem Redakteur Heißenbüttel Nachtprogramme zu den Autoren Tieck, Jules Verne oder aber eins zum ›Buch Mormon‹ in Aussicht; und obwohl im Antwortschreiben vom 23. 5. 1958 auf zukünftige Sendungen nicht eingegangen wird,<sup>83</sup> beginnt er am 27. 5. 1958 mit dem ersten Entwurf eines Radiodialogs zu den Mormonen, den er nach sechs Seiten überwiegend spöttelnden Inhalts abbricht. Offenbar fragt er noch bei weiteren Sendern an, ob dort Interesse für dieses ihn stark beschäftigende Sujet bestehe. Dem ist, wen

wundert's, nicht so, und er notiert auf dem abgelegten Manuskript des Entwurfs:

Da kein Sender es haben wollte, umgearbeitet in umfangreichen Zeitungsartikel. 7. 5. 61 Sch<sup>84</sup>

Im Februar 1960 kann er sich endlich die auch von ihm ersehnte »Encyclopaedia Britannica« von 1926 leisten:

Ich habe wieder einmal meinen Ekel überwunden, und für die ZEIT die Reclam'sche Neuausgabe der INSEL FELSENBURG besprochen : um damit den Ankauf einer 32-bändigen ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA von 1926 zu finanzieren. Es hat geklappt ;

schreibt er am 1. 3. 1960 an Hans Wollschläger. Wie schon in der Fiktion vorweggenommen, dürfte dieses dort gebührend erwähnte Lexikon eine der wichtigsten Quellen seines Mormonen-Artikels sein, der in der Zeit vom 9. bis 15. 5. 1961 verfasst wurde.

Bezeichnenderweise ist auch dieser keine Auftragsarbeit, sondern aus ureigensten Motiven entstanden, die nicht nur damit zu tun haben, dass da jemand mit dem schlichten Namen »Smith« = Schmidt gar zum Religionsstifter wurde ... Schmidt kann ihn erst in der Zeitschrift »konkret« – zu dieser Zeit seine Hauspostille, in der er seit 1960 fast alle seiner »Ländlichen Erzählungen« veröffentlicht – in der Nr. 3 von März 1962, S. 18–20, unterbringen. Dass man den bei der Leserschaft von »konkret« beliebten Autor stilistisch kühner und inhaltlich frecher Geschichten mit einer Ablehnung des Abdrucks dieses Sachtextes nicht verärgern wollte, dürfte der eigentliche Beweggrund des Herausgebers Röhl gewesen sein, diesen Aufsatz zu publizieren. In der Umgebung von klassenkämpferischen und sich mit altem wie neuem Faschismus auseinandersetzenden Artikeln wirkt Schmidts Essay wie ein Fremdkörper, der allenfalls durch Karlheinz Deschners Aufsatz »Hölle, wo ist dein Feuer?« (S. 6) ein wenig austariert wird; obwohl die Erfindung der Höllenpein durch die Kirchenväter, Thema von Deschners kleruskritischer Arbeit, dann doch auch wieder politischer und aktueller ist als Schmidts unkritisches Referat über ein amerikanisches Glaubensbuch von 1830.

Ganz im Gegensatz zu seinem Entwurf eines Nachtprogramms setzt Arno Schmidt sich in diesem Artikel mit dem »Heiligen Buch« der Mormonen nämlich ernsthaft auseinander, ja, will ihm gar als einem Stück Literatur, das vielleicht auch Literatur angeregt habe, »Gerech-

tigkeit«<sup>85</sup> verschaffen. Und um die Relevanz des nur für ihn wichtigen und drängenden Themas darzulegen, scheut Schmidt nicht davor zurück, prominente Eideshelfer zu bemühen, die ob dieser Inanspruchnahme arg erstaunt gewesen wären, hätten sie sie gekannt.

Das Eingangszitat des Zeitschriftenabdrucks ist von William Blake:

They saw his pale visage emerge from the darkness, his hand on the rock of eternity, unclasping the book of brass ... (W. Blake, URIZEN)<sup>86</sup>

– ein verräterisches Zitat, denn natürlich kann sich die Vision des christlich inspirierten Mystikers Blake (1757–1827) nicht auf die 1830 erstmals erschienene Mormonenbibel beziehen. Schmidt, dem assoziativen Denker, reicht hier die für ihn offensichtliche Wesensverwandtschaft Mays (Anreger seiner jahrelangen Beschäftigung mit dem Mormonentum) mit dem Dichter Blake aus, um ihn als Eideshelfer zu rekrutieren.

Der nächste, der sich erstaunt die Augen gerieben haben dürfte, in Zusammenhang mit dem ›Buch Mormon‹ gebracht zu werden, ist der antikerikale, bibelkritische und skeptische Denker Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) – »Weder leugnen noch glauben«,<sup>87</sup> lautet eine seiner Devisen –, dem Schmidt folgendes Zitat zuschreibt:

Ich könnte mich selber nicht mehr achten, wenn ich von einem Buche hörte, daß von ihm einhunderttausend Stück in der Welt sind, und ich kenne dieses Buch nicht.<sup>88</sup>

Dieses Zitat hat Schmidt frei erfunden, und schlecht dazu: Wie viele Bücher außer der Bibel sollten zu Lichtenbergs Zeit schon in einer Auflage von hunderttausend Stück erschienen sein? Und passt das Zitat zu Lichtenberg, der sich zur Breitenwirkung eines Buches wie folgt äußerte:

Bemerkungen in einem Roman anzubringen, die sich auf die längste Erfahrung und tiefstinnigste Betrachtungen gründen, soll sich kein Mensch scheuen, der solche Bemerkungen vorrätig hat. Sie werden gewiß ausgefunden; durch sie nähern sich die Werke des Witzes den Werken der Natur. Ein Baum gibt nicht bloß Schatten für jeden Wanderer, sondern die Blätter vertragen auch noch das Mikroskop. Ein Buch, das dem Weltweisen gefällt, kann deswegen auch noch dem Pöbel gefallen. Der letzte braucht nicht alles zu sehen; aber es muß da sein, wenn etwa jemand kommen sollte, der das scharfe Gesicht hätte.<sup>89</sup>



Zuletzt darf Schopenhauer für die Relevanz von Schmidts Thema werben: »Die Mormonen haben Recht !«, was Schopenhauer so ähnlich, nämlich »recht« und ohne Ausrufungszeichen, tatsächlich geschrieben hat, allerdings, wie Arno Schmidt im nachfolgenden Text zutreffend einräumt, lediglich der Vielweiberei (und nicht dem ›Buch Mormon‹, in dem von Polygamie keine Rede sei) zustimmend.<sup>90</sup>

Während Schmidt das erfundene Lichtenberg-Zitat und das unpassende Schopenhauer-Diktum auch in eine 1966 erschienene Buchausgabe, in den Sammelband ›Trommler beim Zaren‹, aufnimmt (und dass er diesem Essay fünf Jahre später auch noch zu Buchehren verhilft, beweist den Rang, den Schmidt ihm zuschreibt), entfällt das Zitat von Blake. Das erscheint erklärungsbedürftig. Ob es die Nähe von Blake zu May ist, die Schmidt im Jahr 1966, dem Jahr 3 nach der Niederschrift von ›Sitar‹, nicht in den Vordergrund rücken will? Ab 1956 jedenfalls, dem Jahr seiner Erstlektüre des ›Ulysses‹,<sup>91</sup> tritt ein Dritter in den für Schmidt bestehenden Seelenbund Blake–May ein: James Joyce, dessen Hauptwerk ›Finnegans Wake‹ Schmidt mit Hilfe von durch Studium des May'schen ›Silberlöwe‹ gewonnenen Erkenntnissen über Verlarvungen der Autoren-Biographie ins Werk interpretiert, und dessen eigene Techniken und Sprachbehandlung später ganz neuartige May-Interpretationen Schmidts anregen werden.

Der SILBERLÖWE ist mir immer interessanter (– : wie muß er da erst Ihnen sein ! –) und seine Kompliziertheit wird allmählich so impressiv, daß ich daraus buchstäblich manches für FINNEGANS WAKE gelernt habe,

gesteht Schmidt am 25. 10. 1961 seinem Briefpartner Hans Wollschläger.

Bereits im Juli 1960 schreibt Arno Schmidt den Rundfunkdialog ›Das Geheimnis von Finnegans Wake‹. Er will ›Finnegans Wake‹, das dunkle unübersetzbare Spätwerk von James Joyce, mithilfe eines autobiographischen Lesemodells – Abbildung des Bruderzwistes zwischen James und Stanislaus Joyce als durchgängige Bedeutungsebene – enträtseln und der vieldeutigen Privat-Weltsprache dieses Buches einen eindeutigen Sinn entlocken. Wie er darauf kommt, verrät er sogar:

A.: Darf ich Sie, einleitend, an 1 ganze Klasse von sehr merkwürdigen Büchern erinnern ? – Meist sind es Künstler allerersten Ranges, die sich der betreffenden Form & Technik bedienen; obwohl es, in nahezu allen Fällen, zauberlehrlings=mäßig, dahin kommt, daß die Herren viel weiter geführt werden, oft ganz=wo=anders=hin, und im Kreise herum.

C. (bittend): Bitte, gleich Namen & Titel nennen; Man weiß doch wo & wie.

A.: Zum Beispiel: DANTE, GÖTTLICHE KOMÖDIE / SWIFT, GULLIVER / KLOPSTOCK, GELEHRTENREPUBLIK / WILLIAM BLAKE / MORITZ, HARTKNOPF / NIETZSCHE, ZARATHUSTRA / MAY, SILBERLÖWE .....

B. (murrend): Na; «Künstler allerersten Ranges» und dann MAY ? – Ich erkenne, bis jetzt, 2 Gemeinsamkeiten lediglich darin : daß die Genannten=Alle sehr viel von sich hielten; und Utopien erzeugt haben.

A.: Sehr schön. Darf ich darauf gleich weiter bauen :

Die höchsten Grade der Megalomanie in Groß=Genien tendieren zur Selbst=Mythologisierung.<sup>92</sup>

Den kleinlich-professoralen Einwurf, dass May in diese erlauchte Reihe von Großgenien, die sich vorwiegend aus Schmidts Jugendlektüren zusammensetzt, nicht hineingehöre, übergeht Sprecher A souverän; dafür wird Joyce in der Folge als Blake-Fan präsentiert, der letzteren gegen den Vorwurf der Geistesgestörtheit in Schutz genommen habe, woraufhin beide Sprecher den Autismus des Blake'schen Größenwahns als leichte geistige Störung auch bei Nietzsche, Swift und Joyce diagnostizieren. May wird, was ja nicht unberechtigt gewesen wäre, in diesem Zusammenhang dann nicht mehr erwähnt. Aber wir befinden uns ja auch in der Vor->Sitara<-Zeit ...

Zurück zu den Mormonen: Beweist das inhaltlich so wenig angebrachte Blake-Zitat den geheimen Grund, nämlich frühe May-Lektüre, sich mit dem bei May mitunter vorkommenden Thema zu beschäftigen, belegt der Text des Artikels diesen Ursprung nur auf höchst indirekte Weise:

und wer nach dem bis jetzt letzten Kriege den Mormonen=Chor singen hörte, wird gern das Urteil von Karl May's Frau unterschreiben : »Man glaubt, überirdischen Gesängen zu lauschen.«<sup>93</sup>

Da stutzt man aber doch; zwar stammt der Ausspruch tatsächlich von Klara May, wenn er sich auch nicht auf Mormonenchöre, sondern auf die Orgel im fünftausend Personen fassenden hölzernen »Tabernakel« in Salt Lake City bezieht, die die »klangschönste der Welt« sein soll. Klara May schildert in ihrem Buch »Mit Karl May durch Amerika« von 1931, aus dem dieses Zitat stammt, die im Jahr 1930 mit der Freundin Luzie Lieberknecht unternommene USA-Reise auf Mays Spuren, wobei sie zum Teil verfälschende Erinnerungen an die mit May unternommene USA-Reise im Jahr 1908 – die nicht nach Salt Lake City führte – einstreut.<sup>94</sup> Wo und wann aber sollte Schmidt nach 1945 Mor-

monen-Gesänge gehört haben, die selbst Klara May nicht erwähnt? Was hätten diese Gesänge mit der literarischen Bedeutung des ›Buches Mormon‹ zu tun, um die es in seinem Beitrag geht? Und seit wann hält Schmidt etwas von Klara May, für die er sonst, insbesondere im Briefwechsel mit Hans Wollschläger, nur herabsetzende Worte ob ihrer fehlenden Persönlichkeit findet? Hier stimmt etwas ganz und gar nicht.

Tatsächlich bereitet die Erwähnung Klara Mays nur den Boden für die auf der nächsten Seite folgende Karl May-Erwähnung, die verräterisch ambivalent ausfällt:

Daß der KORAN in dieser Beziehung [als Anregung der Dichter und Schriftsteller] vielerlei fähig ist, braucht man nicht durch Einkehr bei Hafis'sens oder ›Omar dem Zeltmacher‹ festzustellen; ein näheres schönes Beispiel ist May's AM JENSEITS, (obwohl gerade die Mormonen bei ihm übel wegkommen; er hat da mehrere, diabolisch=schöne Schurken – jenun; auch May's Kismet war es, meist schlecht informiert zu sein.)<sup>95</sup>

Dieser Passus ist wahrlich bemerkenswert; er verteilt Lob und Tadel, und er belegt auf verquere Weise die Anregungskraft Mays, die für Schmidts Beschäftigung mit dem Koran und dem ›Buch Mormon‹ Pate stand – wobei darauf hingewiesen werden darf, dass die Bibel als weitere Anregung für Literaten nicht nur zu den von May, sondern auch zu den von Schmidt meistzitierten Werken gehört.

Der May-Kenner Schmidt schreibt diesen Satz über Mays mangelnde Kenntnisse der Mormonen aber wider besseres Wissen. Seine Beispiele für Mays Uninformiertheit sind falsch gewählt. Denn, wer wüsste das besser als Schmidt, Mays Mormonen-Schurken Tobias Preisegott Burton (ein Alias-Name für den Bösewicht ›Stealing Fox‹) aus Schmidts Lieblingsbuch der Kindheit, ›Der Geist des Llano Estacado‹, dem es aber, geduckter bebrillter Schleicher mit Chapeau claque, der er ist, an diabolischer Schönheit gebricht, und Harry Melton, der wahrhaft schöne Satan in der Trilogie ›Satan und Ischariot‹, sind gar keine ›echten‹ Mormonen: Sie benutzen die entsprechende religiöse Maskierung, um unter dem frommen Deckmantel ungehindert ihre Verbrechen begehen zu können. Sie diskreditieren das wahre Mormonentum mithin nicht; dass May die Mormonen ablehnte, wird Schmidt vielmehr der Erzählung ›Schwarzauge‹, so die bearbeitete Fassung der May-Erzählung ›Die Rache des Mormonen‹ (1890 unter dem Pseudonym ›D. Jam‹ in der Zeitschrift ›Illustrierte Romane aller Nationen‹ erschienen<sup>96</sup>) in Band 48 des KMV: ›Das Zauberwasser‹ (1927), entnom-

men haben, an dessen Wiederlektüre ihm am 29. 12. 1958 so viel liegt wie an der von Band 35, ›Unter Geiern‹. Die echten Mormonenbrüder Gideon und Jeremias in dieser Geschichte sind zwar

*jung, aber ihre Gesichter hatten einen strengen, frömmelnden Ausdruck, zu welchem auch die enganliegenden und sehr langschößigen schwarzen Röcke paßten, welche sie trugen.*<sup>97</sup>

Gideon will die Häuptlingstochter Schwarzauge durch einen öffentlichen Kuss zur Ehe zwingen, um auf diese Weise, ziemlich nebenbei, seinem aggressiven Bekehrungswerk an den Indianern zum Erfolg zu verhelfen. Und tatsächlich, gegen den Willen der anderweitig verliebten Schönen: Er drückt *seine schmalen, farblosen Lippen auf ihren schwellenden Mund*,<sup>98</sup> gerät mit ihrem Vater aneinander und wird erschossen, woraufhin ihn sein Bruder blutig rächt und das gesamte Dorf niederbrennt, bevor Schwarzauge ihn in Notwehr tötet. Es trifft sogar zu – was Schmidt nur ahnen, aber nicht wissen konnte –, dass May sich trotz in seiner Bibliothek vorhandener, aber zum Teil ungelesener, Literatur zur Thematik nur oberflächlich mit den ›Heiligen der Letzten Tage‹ beschäftigt hatte, wie Hermann Wiedenroth in seiner Untersuchung von 1980 nachwies.<sup>99</sup>

Dass May die literarische Wirkung der Bibel höher schätzte als die des ›Buches Mormon‹ – er gehörte zu den selbstgewissen Autoren, darin Schmidt ebenfalls sehr ähnlich, die nichts von dem gelesen haben müssen, was sie instinktiv verwerfen –, hat er, fast so drastisch wie Schmidt in seinem ersten Brief an Alfred Andersch vom 8. 11. 1956 zum ›Buch Mormon‹, klargestellt:

*Das waren die Bibelworte: ›Ein Auge, welches den Vater verspottet und sich weigert, der Mutter zu gehorchen, das werden die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen.‹*

*Wieder ein Beispiel von der unwiderstehlichen Macht des göttlichen Wortes, welches wirkt, wie ›ein Hammer, der Felsen zerschmettert‹. Wo hat der Kuran, wo haben die Vedas und wo hat (man verzeihe!) die Offenbarung der ›letzten Heiligen‹, ich meine das Machwerk jenes Joe Smith, welches er book of the Mormons nannte, eine Stelle von so gewaltiger, unmittelbarer Wirkung aufzuweisen?<sup>100</sup>*

Wo er Recht hat, hat er Recht, auch wenn er weder den Buchtitel korrekt zitierte noch jenes Buch gar besaß und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch gar nicht erst zur Kenntnis genommen hat. Wozu gibt es schließlich Sekundärliteratur? Auch Schmidt, der

sich ganz offensichtlich zur Widerlegung dieser May'schen Bewertung entschlossen hat, kann in seinem Artikel nicht nachweisen, dass das ›Buch Mormon‹ eine eigenständige (und nicht nur von der Bibel abgeleitete) wortmächtige Inspirationsquelle für Dichter und Schriftsteller gewesen sein könnte oder gar geworden ist; zu diesem von ihm selbst aufgeworfenen Thema kommt er vorsichtshalber erst gar nicht. Er verhält sich, wie angekündigt, »rein referierend«,<sup>101</sup> indem er endlos und allenfalls literarisch wertend aus dem ›Buch Mormon‹ zitiert, bevor er, wie erschöpft, unvermittelt abbricht. Einen langweiligeren und das selbstgesetzte Thema extremer verfehlenden Essay hat Schmidt niemals verfasst. Darüber, welchen Aufwand er schmachlich vertan hat, lässt er das Publikum nicht einmal im ungewissen:

und man kann auch nachschlagen, wo man will – keiner der Verfasser kann sich der Mühe unterzogen haben, das BM selbst auch nur eingesehen, geschweige denn sorgsam gelesen zu haben; was z. B. ich zweimal (1 Mal in Deutsch; 1 Mal in Englisch) tat – für den Rest meines Lebens freilich werde ich schwerlich Zeit finden, es noch einmal zur Hand zu nehmen.<sup>102</sup>

Diese beschwerliche Arbeit hat er dem Mayster nun freilich uneinholbar voraus, und damit eine durch erhebliche Plackerei erworbene Überlegenheit; sie zu gewinnen, dürfte nicht die geringsten seiner Antriebskräfte mobilisiert haben, sich eingehend mit dem Thema zu beschäftigen. So reduziert sich die Bedeutung seines Aufsatzes auf eine nachgetragene Fußnote, eine Fleißarbeit zu den May selbst unbekanntem Quellen seiner zwar wurschtig-basislosen, aber intuitiv zutreffenden Einordnung des Mormonentums: Dass zwischen dem jeweiligen ›Heiligen Buch‹ einer Glaubensrichtung und der darauf fußenden praktischen Religionsausübung Welten liegen können, hat May oft genug thematisiert. Ihm waren, ganz unabhängig von der Qualität glaubensstiftender Schriften, jegliche von aggressivem Bekehrertum und Fanatismus geprägten Religionen ein Gräuel, und Heuchelei, mithin zur Schau getragene Frömmigkeit bei gleichzeitig unmoralischem Verhalten (wie dem der Vielweiberei, das zu seiner Zeit für das Mormonentum noch kennzeichnend war), Grund genug zu heftigster Abwehr, die sich im Übrigen in gleicher Weise an missionarisch eiferndem Christentum und Schiiten- wie Sunnitenfanatismus entzündete.

Ein anderer May-Leser übrigens schätzte Mays Ausführungen zum Mormonentum ganz anders ein als Schmidt, und es mag erstaunen, dass sogar ein nichtdeutscher Autor zu solchen Wertungen fand. Der

spanische Romancier Manuel Vázquez Montalbán verwickelt seinen Serienhelden, den Detektiv Pepe Carvalho, in folgenden Dialog mit dem Manager eines Schwulenlokals:

»Ich muß nach Hause.«

»Wartet da auch eine dicke Mutti?«

»Drei. Ich bin Mormone.«

Er ließ den Manager in einem Meer von Verwirrung zurück, allein mit der Frage, ob Mormonen eine bestimmte Art von Perversen waren oder ob sie etwas mit der Mun-Sekte zu tun hatten. Er war nicht mehr jung, gehörte aber wohl bereits zu diesen dummen Generationen, die niemals Karl May gelesen haben und weder wissen, was ein Mormone ist, noch, wo Salt Lake City liegt. Mit diesen Gedanken über gesunde Literatur beschäftigt, stand Carvalho plötzlich auf der Straße (...).<sup>103</sup>

\*

Am 28. 8. 1933 schreibt Schmidt, neunzehnjährig, eine Postkarte an den Schul- und Jugendfreund Heinz Jerofsky, auf der er in sprunghaften, expressionistisch gefärbten Wendungen über seinen Seelenzustand und seine Beschäftigungen – unglückliche Verliebtheit und eine erste literarische Arbeit inbegriffen – Auskunft gibt und sich als Autor erprobt; er durchlebt eine frustrierende Zeit der Arbeitslosigkeit, nachdem er im März desselben Jahres zunächst das Abitur bestanden hat und ein Studium wegen fehlender finanzieller Mittel seiner verwitweten Mutter nicht in Betracht kommt. Schmidt überbrückt die Wartezeit durch den Besuch der Höheren Handelsschule in Görlitz, wo er von Mai bis Oktober 1933 einen Halbjahreskurs für Buchhaltung und Stenografie belegt.<sup>104</sup> Diese Leerzeit lässt er gegenüber dem Freund mit großen Gesten ins Nebensächliche der bloßen Realität entgleiten, wobei die aktuelle Verzweiflung aber immer durchschimmert:

arno schmidt, ein fremder prinz aus dem buecherlande (...). Von meinem lachen schepperte die oberlausitz! Arno Schmidt, the avenger! (...) Am Abend erhaengte ich mich wieder.<sup>105</sup>

Schreibend erlebt er sich wie ein Anderer, der sich genauso phantastisch aus kleinen, bedrückend engen und fremdbestimmten Verhältnissen emporreckte: »Ein effendi luemmelt vor einer postkarte«<sup>106</sup> – beschreibt sich Schmidt, der Kartenschreiber. Der Effendi, wie Kara Ben Nemsî sich habituell titulieren ließ, teilt über seine aktuelle Lektüre mit:

Zwei der genannten Lektüren sind ganz sicher von Karl May angeregt worden.

Herodot ist eine der von May offengelegten Quellen, aus denen sich seine Kenntnis der Stadt Babylon speiste; ein Lieblings- und Schicksalsort, dem bereits in seinen ›Geographischen Predigten‹ von 1875/76 Ausführungen gewidmet wurden. Diese frühen Texte, die seinerzeit der erhebenden Belehrung von Berg- und Stahlarbeitern in der von May redaktionell betreuten Münchmeyer-Zeitschrift ›Schacht und Hütte‹ dienen sollten, waren Mays gekürzter Autobiographie ›Mein Leben und Streben‹ in der Radebeuler KMV-Ausgabe Band 34, ›Ich‹, von 1913 bis 1942 vorangestellt.<sup>108</sup> Im 7. Kapitel, ›Stadt und Land‹, wird die Stadt Babylon präzise beschrieben, May erlässt seinen bildungsdürstenden Bergarbeitern keine Zahl und keine Maßeinheit, wobei er Herodots Angaben mit denen der Bibel und der Talmudisten und weiteren ungenannten Quellen vermischt; die May'sche Auskunft allerdings, die der Jugendliche Schmidt zu lesen bekommt, dass der Turm zu Babel »nach Herodot 192 m« hoch gewesen sei: »In Wirklichkeit dürfte er etwa 160 m hoch gewesen sein«,<sup>109</sup> die nun besonders zur Überprüfung reizt, ist allerdings falsch. Herodots Beschreibung der Stadt Babylon in Buch I der ›Geschichten‹, der Schilderung der Eroberung Babylons durch Kyros vorangestellt, stellt den Turm als ein Bauwerk von acht aufeinanderstehenden Türmen dar, wobei nur für den untersten ein Längenmaß, nämlich eine Stadie (=185,14 m) angegeben ist.<sup>110</sup> Ob Schmidt sich angesichts dieser sehr oberflächlichen Lektüre der Quelle Herodot, die aus Mays Text zu sprechen scheint, wohl die Hände gerieben hat? Wieder mal den Alten bei einem Flüchtigkeitsfehler oder einer Aufschneiderei, nämlich der unzutreffenden Behauptung eines Quellenstudiums, ertappt? Schon möglich – allerdings hätte er nur die Bearbeiter des Karl-May-Verlages erwischt, denn in Mays Text ist in diesem Zusammenhang nicht von Herodot die Rede, als er anmerkte, dass die Höhe des Turms 600 Fuß betragen haben soll; auch der Nachsatz, dass er in Wirklichkeit »etwa 160 m« hoch gewesen sein dürfte, ist eine Zutat der ins Werk pfuschenden Bearbeiter ...<sup>111</sup>

1882 erschien im ›Deutschen Hausschatz‹ unter dem Titel ›Die Todeskaravane‹ (1892 als Teil von Band III der ›Gesammelten Reiseromane‹, ›Von Bagdad nach Stambul‹ veröffentlicht<sup>112</sup>) die erste Reiserzählung Mays, in der Babylon auch Handlungsort ist. Bei der Beschreibung von Babylon griff er, ein bewährtes Arbeitsprinzip Mays,

das auch Schmidt gerne benutzt, auf die Ausführungen in seinen ›Geographischen Predigten‹ zurück, erweiterte sie durch Hinweise auf Berichte des Diodor und des antiken Geographen Strabo (dessen Werk ›Geographica‹ sich Schmidt am 3. 10. 1957 ebenfalls zulegt<sup>113</sup>) und verrät dem Leser, in einer der zahlreichen Ich-Botschaften in seinen Büchern, die eigentliche Quelle seiner Faszination:

*Das war Babel. Und jetzt – – –!*

*Hier am Birs Nimrud dachte ich mich in die Heimat, in die stille Stube zurück, mit der aufgeschlagenen Bibel vor mir. Wie oft hatte ich die Weissagung Jeremias gelesen, welche wie Posaunenschall über das von Gott gerichtete Sinear erklang!<sup>114</sup>*

Wieder zurück in der Gegenwart des Handlungsortes, führt Kara Ben Nemsi die geschichtliche Betrachtung weiter und erwähnt die Eroberung der Stadt durch Cyrus, deren Ausplünderung durch Xerxes und schildert die Versuche des großen Alexander, den zerstörten Turm wiederherzustellen.<sup>115</sup>

Noch eindrücklicher dürfte aber die wiederum bei sich selbst abgeschriebene und gegenüber der Darstellung in Band III nur leicht variierte Babylon-Beschreibung in Mays Roman ›Im Reiche des silbernen Löwen II‹<sup>116</sup> aus dem Jahr 1898 auf Schmidt gewirkt haben, weil May hier die Ruine des Turms von Babel sogleich zum entscheidenden Handlungsort macht: Spuren von Stachelschweinen weisen den Weg zu einem unterirdischen Gang unterhalb der Turmruine, Gefängnis und Beutelager der Schmugglerbande des Säfir. Und schon in Bd. I, ›Durch die Wüste‹, befindet sich ein längeres Herodot-Zitat, das Kara Ben Nemsi durch den Kopf geht, als er Boote auf dem Tigris betrachtet:

*Und drüben auf den rauschenden Wellen des Flusses hatten die Fahrzeuge geankert, welche Herodot beschreibt:*

*»Die Boote sind von kreisrunder Form und aus Fellen gemacht. Sie werden in Armenien und in den Gegenden ober Assyrien gebaut. Die Rippen werden aus Weidenruten und Zweigen gemacht und sind außerhalb mit Fellen umgeben. Sie sind rund, wie ein Schild, und zwischen Vorderteil und Hinterteil ist kein Unterschied. Den Boden ihrer Schiffe kleiden die Schiffer mit Rohr oder Stroh aus, und Kaufmannsgüter, besonders Palmwein einnehmend, schwimmen sie den Fluß hinunter. Die Boote haben zwei Ruder; an jedem ist ein Mann. Der eine zieht auf sich zu, und der andere stößt von sich ab ...«*

*Trotz der Jahrhunderte sind sich diese Fahrzeuge gleich geblieben; aber die Völker, welche hier lebten, sind verschwunden. Wie wird es sein, wenn abermals eine solche Zeit vergangen ist? – <sup>117</sup>*



Babylon ist auch Handlungsort von Mays einzigem Drama ›Babel und Bibel‹ (1906), und über Kyros, den Babylon-Eroberer, wollte er ein ›dramatisches Porträt‹ verfassen. Am 11. 8. 1906 begann er mit den Vorarbeiten; die überlieferten Fragmente des Dramas, das am Euphrat spielen sollte, wurden unter Hinweis auf die Herodot-Saga als Quelle für das geplante Drama erstmals im Karl-May-Jahrbuch 1921 abgedruckt, das Schmidt durchaus gekannt haben könnte.<sup>118</sup>

Schmidt, der Abiturient, hat also gute Gründe, mit Herodot auf antike Reise zu gehen. Sie wird sein eigenes Schreiben beflügeln ...

Flammarion als weitere ›erlesene gesellschaft‹: In Mays letzter, nur noch äußerlich ›klassischer‹ Reiseerzählung ›Am Jenseits‹ (1899) geht es um die letzten Dinge; auch Jahrzehnte nach Lektüre dieses Buches sind seine starken Bilder und Stimmen noch lebendig, zu denen der blinde Seher gehört, wie er ins Jenseits schaut, oder, mit Fackeln in den Händen, als ›Geist‹ hinüber zum Lager der Feinde schreitet, ohne zu stolpern im Dunkel der Nacht wie in dem seiner Augen; die archaisch böse überlebensgroße Vaterfigur des Ghani, die ersten Dialoge mit der Karl May immer lauter drängenden Frage: »*Hast du die Liebe*«<sup>119</sup> – und die Wüste natürlich, eine grandiose Kulisse für dieses Schauspiel, ob in tagheller Dürre oder in stern- und mondbeglänzter Nacht. Lyrischer hat May den Mond nie besungen:

*Wenn dann der Mond erscheint und seinen lichten Schein mit ihren [der Sterne] Strahlen vermählt, so liegt es wie ein durchsichtiges Meer von flüssigem Silber, dessen Kräuselungen im herrlichsten Perlmutterglanze flimmern, über die Wüste ausgebreitet. Ein so magisches, zauberisches Licht besitzt der Mond nirgend anderswo. In der bewegten Luft schweben seine Strahlen hin und her. Es geht die Fee der Wüste durch die helle Nacht. Der Saum ihres Gewandes streift leise über den Sand; ein Heer von Elfen fliegt umher, die Mondesstrahlen einzufangen, um die Gebieterin mit ihnen zu schmücken. Da werden spinnenfeine Lamettafäden zu glitzernden Shawls verwoben und mit sternleuchtenden Flimmern besetzt; smaragdene Kette und diamantener Einschlag bilden den Schleier, lang nachwehend wie ein schimmernder Duft. Aus brillantenen Scintillen entsteht das Diadem, funkelnd in märchenhafter Pracht. So schwebt sie dahin über lunarisch mild funkelnden Filigran, schöner noch als Scheheresades herrlichster Traum.<sup>120</sup>*

Den Mondliebhaber Schmidt – kurz nach der Aufzählung seiner Lektüren ›hoffmann, herodot, flammarion‹ schreibt er: »Nachts kommen hanne und selene«, also seine aus der Ferne angebetete Jugendliebe H. W., Hanne Wolff, zusammen mit der Mondgöttin – wird diese Stelle nicht nur beeindruckt, sondern auch zum Widerspruch herausge-

fordert haben. Denn May verknüpft in einer Leseransprache das nächtliche Erleben der Wüste unter dem Sternenzelt mit religiösen Empfindungen, denen er die untauglichen Versuche der Wissenschaft, das Weltall bis ins Letzte zu erfassen, spöttisch entgegensetzt:

*Sieh die Wüste im Glanze dieser Sterne liegen! Geht er nicht vom Vater aus? Oder denkst du, daß er einen andern Urquell habe, den du mit Hilfe deiner sogenannten Wissenschaft erreichen und chemisch begutüchteln kannst, um ihn dann in Flaschen mit patentiertem Gummiverschluß per Reklame zum Verkaufe en gros und en détail auszubieten? Ich sage dir, die einzige, untrügliche, also wahre Wissenschaft ist Gottes Allweisheit, und der Glanz, welcher von dieser Weisheit aus über alle Welten strahlt, kann von keines Menschen Sohn auf dem Wege der Wissenschaft bis an seinen Quell zurückverfolgt werden. Wenn Camille Flammarion, der bekante französische Astronom, mit Hilfe des elektrischen Lichtes mit den Bewohnern des Mars sprechen will, so sind erst Vorfragen zu erledigen, die vielleicht in Jahrtausenden noch nicht beantwortet sind, und selbst wenn ihm dies gelänge, so hätte die Wissenschaft eine Linie nur bis zum nächsten äußern Planeten gezogen, was den unzählbaren Fixsternen und ihren unmeßbaren Entfernungen gegenüber nicht einmal als Anfang bezeichnet werden könnte. Es würde das ungefähr dasselbe sein, wie wenn der kleine, bewegliche Goldfisch in meinem Aquarium auf den Gedanken käme, den fernen Titicacasee einer ichthyographischen Untersuchung zu unterwerfen.*<sup>121</sup>

Das Ergebnis der Überprüfung des astronomiebegeisterten neunzehnjährigen Arno Schmidt, wer dieser Astronom Camille Flammarion denn eigentlich gewesen sein mag, über den May sich so ereiferte, wird ihn nicht wenig überrascht haben; denn Flammarion wurde nicht nur am selben Tag wie May geboren, am 25. 2. 1842, sondern stand ihm auch geistig nah. So stellt ihn der ›Meyer‹, 6. Auflage, vor: Er

begann theologische Studien in Langres und Paris, kam 1858 an die Pariser Sternwarte, 1862 an das Bureau des Longitudes, übernahm 1863 die Redaktion des ›Cosmos‹ und 1865 die des ›Siècle‹, 1882 die der ›L'Astronomie‹. Auf seiner Privatsternwarte in Juvisy bei Paris stellte er zahlreiche Beobachtungen namentlich über den Mars an. Er besitzt den Ruf eines der besten (etwas phantasievollen) populären astronomischen Schriftsteller und hat viele populäre astronomische Gesellschaften und Privatsternwarten, die z. T. seinen Namen tragen, in Frankreich und Amerika ins Leben gerufen. (...) Seit 1893 gibt er ein ›Annuaire astronomique‹ für Liebhaber der Astronomie heraus; auch veröffentlichte er das ›Dictionnaire encyclopédique universel‹ (1893–99, 8 Bde.)<sup>122</sup>

Die zahlreichen Veröffentlichungen des 1925 gestorbenen Flammarion befassen sich nicht nur mit Astronomie, sondern auch mit Vulkanausbrüchen und Erdbeben, dem Seelenleben des Menschen und mit theologischen Themen (›Dieu dans la nature‹, 1866, deutsch Halle 1902); darüber hinaus verfasste er den utopisch-phantastischen, teilweise auf dem Mars spielenden Roman ›Uranie‹, als ›Urania‹ 1894 auf deutsch erschienen.<sup>123</sup> Es verwundert daher, dass May diesen Seelenverwandten als typischen Vertreter der ihm verhassten rein materialistischen Wissenschaft und damit als Gegenspieler zu dem zwar aufklärerisch gesonnenen, aber die Bedeutung der Wissenschaft als Welterklärung reduzierenden Ich seines Romans herausstellte. Welche Werke Flammarions er zur Zeit der Niederschrift von ›Am Jenseits‹ gelesen oder auch nur über Zeitschriftenrezensionen kennengelernt hatte, ist unbekannt. In seiner Bibliothek befindet sich ein einziges Buch Flammarions, das sich allerdings mit einem weiteren Lieblingsthema Mays beschäftigt, nämlich mit spiritistischen und hypnotischen Phänomenen, die Flammarion kritisch überprüfte: ›Unbekannte Naturkräfte‹, in Stuttgart im Jahr 1908,<sup>124</sup> also lange nach der Niederschrift von ›Am Jenseits‹, erschienen.

Ebenso unbekannt ist, in welche Werke Flammarions sich Schmidt im Jahr 1933 vertieft. Auffällig ist jedenfalls, dass in seiner Nachkriegsbibliothek, die über eine beachtliche astronomische Abteilung verfügt, gerade keine astronomischen Bücher Flammarions, sondern ausschließlich zwei Werke vorhanden sind, die Mays und Schmidts so merkwürdig übereinstimmende metaphysisch-phantastische Interessen abdecken: das Buch ›Rätsel des Seelenlebens‹, das sich mit Phänomenen wie Gedankenübertragungen, Vorahnungen, Hellsehen und Halluzinationen beschäftigt, sowie jener Roman ›Urania‹, in dem sich das bei einer Ballonfahrt tödlich verunglückte Paar auf dem Mars unter Vertauschung des Geschlechtes reinkarniert, woraufhin mit dem Roman-Erzähler, einem Astronomen, in einer hypnotischen Séance Kontakt aufgenommen wird, um ihm vom Mars und seinen Bewohnern zu berichten. Dieses Buch erwirbt Schmidt noch im Jahr 1967,<sup>125</sup> in einer Zeit, in der er Jugendlektüren neu belebt und sich für ›Zettel's Traum‹ in seine eigene Vergangenheit versenkt.

Das von Schmidt über die Lektüre Flammarions verfolgte astronomische Thema, das May in ›Am Jenseits‹ aufwarf, der Versuch einer Kontaktaufnahme mit dem Mars und seinen Bewohnern, dürfte ihn bereits 1933 umweglos in die Welt des Phantastischen zurückgeführt haben. Zu dieser gehörte neben Herodot, dessen ›Geschichten‹ die

Mitteilung von märchenhaften Sagen und absonderlichen Mythen keineswegs verschmähen, auch E. T. A. Hoffmann.

Sollte May auch die Hoffmann-Lektüre, die wohl ebenso wenig wie die von Herodot und Flammarion durch die Schule angeregt wurde, inspiriert haben? »Unter Hinweis auf die weiteren Darstellungen des Verfassers sei erwähnt, dass zu Karl Mays Lieblingsdichtern der ›Teufels-Hoffmann‹ (wie er ihn nannte) zählte«, teilen die Herausgeber Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid in der Fußnote 23 zu Ernst Altendorffs Aufsatz: ›Die Spaltung des Ich‹<sup>126</sup> im Karl-May-Jahrbuch 1926, mit, in dem May in die Reihe der Romantiker – unter besonderer Hervorhebung von Hoffmann und Tieck – gerückt wird. Ob Schmidt nun gerade dieses Karl-May-Jahrbuch zur Kenntnis genommen hat, lässt sich zwar nicht beweisen – ausschließen lässt es sich aber auch nicht. Warum sollte May, der im Leben wie im Werk stets dem Märchen und der Phantasie den Vorrang vor der – allerdings genau beobachteten und oft satirisch gezeichneten – Realität gewährte, seinen Hang zu übersinnlichen Phänomenen und den Glauben an eine jenseitige Welt nicht verbar, nicht den Anstoß zu Schmidts Romantik-Beschäftigung gegeben haben?

(Möglichkeit ›übermenschlicher‹ Existenzen : Zauberer, Elementargeister – oh, Hoffmann – wieder die 80 Kugelsternhaufen)<sup>127</sup>

– heißt es in Schmidts 1946 verfasster Geschichte ›Leviathan‹, die unter der brüchigen Oberfläche einer tagebuchgenauen Reise-Erzählung über eine Flucht vor der anrückenden russischen Armee im Februar 1945 Alb- und Wunschträume der Ich-Figur wahr werden lässt. Diese auf den ersten Blick befremdliche Assoziation führt zusammen, was für Schmidt in der Jugend durch zeitgleiche Lektüre im August 1933 tatsächlich zusammengeführt worden ist: Phantasie, übersinnliche Phänomene und Astronomie, mit May als Geburtshelfer.

\*

*Aber jetzt, als ich dieses Urteil Winnetous hörte, gehorchten mir die Augenlider. Sie öffneten sich, und ich sah ihn neben mir stehen. Er war jetzt in ein leichtes, leinenes Gewand gekleidet, trug keine Waffe und hielt ein Buch in der Hand, auf dessen Einband in großer Goldschrift das Wort Hiawatha zu lesen war. Dieser Indianer, dieser Sohn eines Volkes, welches man zu den ›Wilden‹ zählt, konnte also nicht nur lesen, sondern er besaß sogar Sinn und*

*Geschmack für das Höhere. Longfellows berühmtes Gedicht in der Hand eines Apache-Indianers! Das hätte ich mir nie träumen lassen!*<sup>128</sup>

– ruft der gefangene und schwerverletzte Old Shatterhand aus, nachdem Winnetou ihn zuvor als »Länderdieb«<sup>129</sup> bezeichnet hat.

Nahezu jeder jugendliche May-Leser nimmt sich vor, irgendwann auch einmal Longfellows ›Song of Hiawatha‹ (1855), erstmals in der Übersetzung von Ferdinand Freiligrath 1857 auf Deutsch erschienen, zu lesen. Winnetous Lektüre! Die wenigsten spüren ihr tatsächlich nach und erfahren daher nie, dass May mit diesem Hinweis auf Longfellows ›Hiawatha‹ einen verbündeten Dichter herbeizitiert; ebenso wie May selbst, der in seinem Vorwort zu ›Winnetou I‹ (1893) erklärte, er wolle mit seinem Buch der sterbenden roten Nation und Winnetou als ihrem *edelste(n) Sohn*, den er *geliebt* habe *wie keinen zweiten Menschen, das wohlverdiente Denkmal setzen*,<sup>130</sup> bedrückte Henry Wadsworth Longfellow der Untergang der Indianer. Longfellow, der am 27. 2. 1807 in Portland, Maine, geboren wurde,<sup>131</sup> beschäftigte sich seit 1823 mit dem Schicksal der Indianer, trieb ausgiebige historische Studien und erforschte indianische Mythen, bevor er sich 1854, wie in einem rauschhaften Zustand produzierend, endlich an das große Indianer-Epos wagte:<sup>132</sup>

If I had hundred hands, I could keep them all busy with ›Hiawatha‹. Nothing ever absorbed me more,<sup>133</sup>

notierte Longfellow.

Als eine »Indian Edda – if I may so call it – «<sup>134</sup> bezeichnete Longfellow diese zweiundzwanzig Gesänge, die das Leben des Edel- und Urindianers Hiawatha beschreiben, den Friedenspropheten der Indianervölker, ein Kind der Liebe des unsterblichen Westwinds und Enkel der Mondtochter Nokomis, dessen Mutter Wenonah kurz nach der Geburt, allein und verlassen auf der Prärie, stirbt. Wir sehen ihn aufwachsen und lernen, gegen den bösen Vater kämpfen, der den Tod der Mutter verschuldete, sich verlieben in das schöne Dakota-Mädchen, das er Minnehaha, das lachende Wasser, nennt. Hiawatha fastet sieben Tage für die Wohlfahrt seines Volkes, ringt den Gott Mondamin nieder, begräbt ihn nach dessen Weisungen und schützt sein Grab, aus dem alsbald eine wertvolle Kulturpflanze wächst: So bringt Hiawatha den Indianern den Mais, ihr Grundnahrungsmittel. Wir erleben ihn mit seinen Freunden, dem starken Kämpfer und dem zarten Künstler, den die bösen Geister vernichten, beim Fischfang, bei der Hochzeit

mit Minnehaha, beim Verteidigen der Felder gegen den Rabenkönig Kah-gahgee, er erfindet die Bilderschrift der Indianer, lernt und lehrt die Kräuterheilkunst, besiegt die bösen Feinde, die Mord und Glücksspiel verbreiten, und er muss wehklagend seine Frau begraben, die in einem harten Winter an Hunger und Fieber stirbt. In einer Vision sieht er den weißen Mann kommen und rät zum friedlichen Miteinander. Einen Priester, den ersten Abgesandten der Weißen, nimmt er gastfreundlich auf, bevor er sich in seinem Birkenkanu auf die letzte Reise ins Jenseits des Abendrotes begibt.

Diese Legende über einen halbgöttlichen Winnetou ist in vierhebigen Versen und in bildhafter, von indianischen Ausdrücken durchsetzter Sprache verfasst, deren bevorzugtes Stilmittel die Wiederholung ist. In Mays deutschsprachiger Longfellow-Ausgabe markiert das Lesebändchen S. 278 von Band I, den I. Gesang mit dem Titel ›Die Friedenspfeife‹,<sup>135</sup> der von dem Aufruf des Kitschi Manito (›Gitche Manito« im Original) an die roten Stämme handelt, Frieden zu halten, und der ihnen einen Propheten und Erlöser ankündigt, dessen Rat sie folgen sollen. Er lehrt sie, aus rotem Ton ein Kalumet zu formen, es zu schmücken und zum Zeichen des Friedens miteinander zu rauchen.

Schmidt hat früh und zeitnah zu seiner ›Winnetou I‹-Lektüre Gelegenheit, der Longfellow-Spur nachzugehen. Bereits im Englischunterricht bei Dr. Foerster in der Realschule in Hamburg werden die Schüler ange-regt, so die Auskunft von Wilhelm Schulz,

die wundervollen Verse aus ›The arrow and the song‹ by Longfellow auswendig zu lernen:

›And the song, from beginning to end  
I found again in the heart of a friend.«<sup>136</sup>

Auch in dem an dieser Schule benutzten Lehrbuch der Englischen Sprache von Kurt Lincke für das zweite und dritte Schuljahr (1927) befanden sich im Anhang ›Poetry‹ zwei Gedichte Longfellows, nämlich ›A Psalm of Life‹ und ›Azrael‹.<sup>137</sup>

Das Epos ›Hiawatha‹ dürfte Schmidt, jedenfalls auszugsweise, spätestens bei seinem Besuch der Görlitzer Oberrealschule kennengelernt haben, nämlich durch das Schullesebuch ›Selections from English Poetry‹, herausgegeben von Dr. Ph. Aronstein. Schmidt hat in seiner Bibliothek eine Ausgabe von 1922: Eines der beiden dort vorhandenen Lesezeichen zwischen den Seiten 280 und 281 markiert ein Porträt Longfellows und das Gedicht ›The Village Blacksmith‹,<sup>138</sup> das Schmidt in seinem mit starken May-Bezügen versehenen Roman

›Kaff auch Mare Crisium‹ verwandt hat. In dem Schullesebuch, aus dem er viel zitiert,<sup>139</sup> finden sich auch zwei Gesänge aus ›Hiawatha‹, nämlich Auszüge aus dem III., ›Hiawatha's Childhood‹, dort unter dem Titel ›Hiawatha's Hunting‹ veröffentlicht, und Auszüge aus dem XXI., ›The White Man's Foot‹ mit der Vision über den Untergang der roten Nation nach Eintreffen der Weißen, falls sie dem Versöhnungsgedanken nicht folgen sollte.<sup>140</sup> Diese kurzen Auszüge werden ihm aber nicht gereicht haben: Es spricht viel dafür, dass Schmidt spätestens 1937 jene Longfellow-Ausgabe kennt, die er sich 1957 wieder beschafft: ›The poetical Works‹. Authorized Edition. 3 in 1 Band. Leipzig 1856–1863.<sup>141</sup> Dort ist ›The Song of Hiawatha‹ vollständig abgedruckt, und auch eines von Longfellows berühmtesten Gedichten, ›The Day is Done‹, das in den beiden Schullesebüchern nicht vorhanden ist, wird Schmidt jener Ausgabe entnommen haben. Dieses Gedicht überträgt er – zumindest teilweise – ins Deutsche: die früheste nachweisbare Übersetzungstätigkeit Schmidts. Das Gedicht preist die Qualität minderer, aber von Herzen kommender Dichtung, die durch den Vortrag eines geliebten Menschen am Ende eines erschöpfenden Tages, der nichts als Sehnsucht und Traurigkeit erzeugt, zur puren tröstlichen Musik wird; die letzte Strophe lautet:

And the night shall be filled with music,  
 And the cares, that infest the day,  
 Shall fold their tents, like the Arabs,  
 And as silently steal away.<sup>142</sup>

1937 verfasst Schmidt das Romanfragment ›Die Insel‹, das er seiner Frau Alice (Heirat am 21. 8. 1937) widmet; die Ich-Figur der Binnenerzählung, die am 11. 8. 1837 einsetzt, flüstert ›ihrer‹ Lady Alice nach dem Besuch der Mozartoper ›Don Giovanni‹ in Mays Wohnort Dresden im November desselben Jahres ein spontan entstandenes Gedicht ins Ohr, die »ärmlichen Verse« auf den Brühlschen Terrassen an der Elbe hastig auf ein Blatt Papier niederschreibend (während die Mozart-Musik noch in der Luft liegt und der halbe Mond zauberisch über dem Zwinger steht):

Lautlos wie die araber    ihr zelt falten zur nacht,  
 hat wind wolkenschwärme    über die Stadt gebracht;<sup>143</sup>

heißt es dort. Und Alice freut sich rührend über die Herzengabe ... Schmidt gefällt seine Übersetzung so sehr, dass er sie auch noch in die

1941 entstandene Erzählung ›Das Haus in der Holetschkagasse.‹<sup>144</sup> aufnimmt.

In der im Mai 1957 entstandenen Erzählung ›Schulausflug.‹ enthüllt er schließlich das Geheimnis der Herkunft dieser Zeilen; in dieser Geschichte zeichnet er mit der Figur der vierundzwanzigjährigen, die Ich-Figur schwärmerisch verehrenden Ilse Mühlhauser, seiner zahlenden Schülerin und zugleich unbezahlten Mitarbeiterin und Sekretärin in literarischen Angelegenheiten, ein verklärtes Erinnerungsbild seiner Alice, wie sie einstmal war und wie sie es 1957 keineswegs mehr ist. Über Beziehungen hat es die Ich-Figur erreicht, zwei von Ilses offenbar eher unzulänglichen Gedichten nicht nur abdrucken, sondern auch positiv besprechen zu lassen; schließlich lebt der ältere Privatgelehrte ja von den Unterrichtsstunden, die er der Tochter aus gutem Hause gibt:

»Obwohl !« und sah ihr streng in die selig=sommersprossige Gesichtsscheibe : »Zumindest die eine Wendung, ‹Lautlos, wie die Araber, / ihr Zelt falten zur Nacht›, von Longfellow expropriert sein dürfte : ‹... shall fold their tents like the Arabs, / and as silently shall steal away ...›!« Sie errötete bis fast zu Tränen, und gab's zu. »Aber die Übersetzung ist so gut,« fuhr ich, ihr zum Trost fort, »daß es für diesmal durchgehen mag. (...)«<sup>145</sup>

Eine interessante Fehlleistung verrät, dass Schmidt die Longfellow-Zeilen aus der Erinnerung heraus zitiert und nicht etwa nachgeschlagen hat: »and as silently steal away«, hat Longfellow gedichtet, nicht: »shall steal away«. Die Erinnerung an die alte Longfellow-Übersetzung ist es auch, die Schmidt in seine jungen Jahre (auch die der inspirierenden May-Lektüre) zurückversetzt. Daher werden in dieser Geschichte von 1957 die »ganz frühen« Arbeiten der Ich-Figur erwähnt, die Schmidt tatsächlich verfasst hat, nämlich die zu seinen Lebzeiten unveröffentlichte Erzählung ›Holetschkagasse‹ mit demselben »expropriert(en)« Longfellow-Vers und das verschollene Epos ›Sataspes.‹<sup>146</sup> (1933), Werke, von denen die Hauptfigur inständig hofft, ihr Gesprächspartner Gerhardt, Ilses Bruder, der gerade eine Doktorarbeit über das Buch Henoch schreibt, kenne diese nicht. Bei dem Stichwort ›Henoch‹ beeindruckt die belesene Ich-Figur zu Ilses Freude ihren Bruder sofort durch kennerhaftes name-dropping, ihre allseitige Bildung kundtuend – wobei das Gespräch sich automatisch dem durch May inspirierten Babylon-Thema zuwendet: »Die babylonische Ziggurat«, wirft Gerhardt »hochmütig«, aber irgendwie auch unpassend ein, denn was hätten Bauwerke mit dem soeben diskutier-



ten kosmologischen Hintergrund des apokryphen Buches Henoch oder mit den von Gerhardt im Anschluss zugegebenen Unklarheiten zu tun, die das vollständige Verständnis von Apokalypsen verhindern? Das sind alles Wortschälle, die zum Spiegelfechten der Helden gehören. Entscheidend ist, dass er mit diesem wenig gebräuchlichen Ausdruck »Ziggurat« die mesopotamische Art des Tempelbaus, die auch den Turm von Babylon kennzeichnet, herbeizitiert; genau so, wie Herodot sie beschrieben hat: die aufeinanderstehenden Türme bei jeweils immer kleiner werdender Grundfläche. Und Zufall ist es ebenso wenig, dass kurz darauf die Ich-Figur, natürlich »nebenbei«, die Rede umweglos auf May bringt:

»Nebenbei : auf dem Umschlag der ältesten Ausgabe von Karl Mays Roman ›Und Friede auf Erden‹ hat Sascha Schneider unbewußt einen Engel als Sternenföhrer dargestellt – Sie können ihn morgen bei mir sehen.«<sup>147</sup>

Longfellow-Zitate rückt Schmidt in allen seinen Texten immer in die Nähe zu May, eingedenk der Inspiration, die Longfellows ›Hiawatha‹ für Mays ›Winnetou‹ darstellte und derjenigen, die May durch seine ›Hiawatha‹-Erwähnung für ihn bedeutet.

Aus seinem Brief an Hans Wollschläger vom 31. 8. 1961 geht deutlich hervor, wie diese assoziative Technik Schmidts Gedankenwelt beherrscht:

Ihr Einfall, VICO an A&D [Ardistan und Dschinnistan] zu demonstrieren, wird in so spezieller Fassung nicht gut möglich sein; weil MAY das ›Excelsior !‹, VICO dagegen den ›Ricorso‹ zum Schlußstein hat. Sehr wohl aber kann man MAY, ohne ihm Gewalt anzutun, ein ›kulturphilosophisches System‹ unterstellen. (Wissen Sie übrigens, daß in FINNEGANS WAKE der ›Koran‹ eine Rolle spielt ? Daß 111 Titel von ›Suren‹ darin erwähnt werden ?)/

Wie selbstverständlich setzt er die Aufwärts-Bewegung des Longfellow-Gedichtes ›Excelsior‹, das bereits in seiner Schulausgabe ›Selections from English Poetry‹ abgedruckt ist, mit Mays alles überstrahlender Altersdevise ›Empor ins Reich der Edelmenschen‹ gleich und gelangt spielerisch-konsequent von May über den Koran zurück zu James Joyce, dessen Roman ›Finnegans Wake‹ die Diskussion über Vicos zyklische Geschichtstheorie zwischen den Briefpartnern angeregt hat.

Es ist die alte May-Faszination, die bei Schmidt immer wieder durchbricht, und das gilt besonders für ›Zettel's Traum‹, ein Buch, in

dem wegen Edgar Allan Poes scharfer und ungerechter Auseinandersetzung einschließlich Plagiatsvorwürfen, die jeglicher Grundlage entbehren, mit dem erfolgreicheren und meistverbreiteten amerikanischen Dichterkollegen seiner Zeit, Longfellow, letzterer oft zitiert werden muss. Niemals aber, ohne den Hallraum von May-Assoziationen zu eröffnen, auch wenn das manchmal sehr subtil geschieht.

Eines – und nicht das unkomplizierteste – der vielen Beispiele findet sich auf S. 941: Dort zitiert Paul (es könnte aber auch Wilma sein, so klar sind die Sprecherrollen nicht verteilt) in der linken unteren Kolumne Poes enthusiastisches Lob des Longfellow-Gedichtes ›Excelsior‹, um dann fortzufahren:

/:»Dieser Sein ›PlagiatsKrieg‹ mit LONGFELLOW war reiner Blödsinn gelt ? 'ch meine : es gibt doch schwerlich Jemandn, der in dieser Hinsicht dickere Dinger gedreht hätte, als Er=selber –<sup>148</sup>

nun fließt der Text in die der Realität vorbehaltene Mittelkolumne über:

Plagiate von einer Kühnheit, die nur einem Genius zu verzeihen sein mag... :? – Was 'zieht so über Deine Sch=timn ? –« / ('ne Erinnerung (=Beschämung))»:» Ich hab ma ne Geschichte, ›Schwänze‹ geschriebm, ja ? – (...)«<sup>149</sup>

– woraufhin die Ich-Figur Daniel Pagenstecher gesteht, er habe kürzlich ein altes englisches Magazin, das er seit 17–18 Jahren nicht mehr angesehen habe, aufgeschlagen und bemerkt, dass die dort abgedruckte Geschichte von Margaret Kennedy, ›Portrait of a cat‹, eine »›kryptomnetische Anregung« für die eigene ›Schwänze‹-Geschichte gewesen sein müsse. Am rechten Rand wird auch noch die genaue Quelle, nämlich das ›Strand‹-Magazin, Mai-Nummer 45, S. 26ff., angegeben und die Buchveröffentlichung der Dän-Geschichte, der Schmidt-Band ›Kühe in Halbtrauer‹ (1964), S. 109ff. »(natürlich absichtlich penoid=unterspielt)«<sup>150</sup> erwähnt.

Auf der Textoberfläche sieht es so aus, als ob Schmidt durch die Erwähnung der Poe'schen Plagiatsvorwürfe gegenüber Longfellow an eigene, wenn auch nur unbewusste, Entlehnungen erinnert worden sei, die er nun über seine Ich-Figur Dän Pagenstecher dem Publikum reuevoll eingesteht. Das ist aber unzutreffend: denn wenn man die Kennedy-Geschichte ›Portrait Of A Cat‹ auf S. 26–35 in dem in Schmidts Bibliothek vorhandenen Exemplar des ›Strand Magazine‹ von Mai 1945,<sup>151</sup> das er während seiner Übersetzertätigkeit für die bri-

tische Armee seit September 1945 erhalten haben könnte, nachliest, so ergibt sich auch bei gezielter Suche nicht die geringste Anregung für die von Schmidt in der Zeit von April bis Juni 1961 verfasste Geschichte ›Schwänze.‹.<sup>152</sup> Tatsächlich findet man eher Parallelen zu dem Roman ›The Constant Nymph‹, nach dessen Autor sich Schmidt am 7. 6. 1961, also noch während der Niederschrift der Geschichte ›Schwänze.‹, bei seinem Briefpartner Wilhelm Michels erkundigt, der ihm sogleich am 12. 6. 1961 mitteilt, dass dieser Roman ein Bestseller des Jahres 1924 von eben jener Margaret Kennedy sei, der auch verfilmt und übersetzt worden sei ...<sup>153</sup>

Wird man also von Schmidt hintergründig und kunstvoll auf Nebengeleise umgeleitet, lässt sich nach deren gründlichem Abfahren der eigentliche Grund der Assoziation umso leichter feststellen: Die Erwähnung des Longfellow-Gedichtes ›Excelsior‹ hat sogleich an das seelenverwandte May'sche ›Empor‹ erinnert und damit die eigene Geschichte ›Schwänze.‹ ins Bewusstsein gehoben, in der die drei alternden Hauptfiguren, ein Literat, ein Komponist und ein Bildhauer, all ihre Lebenszeit und Künste daran setzen, den May'schen Kolportageroman ›Das Waldröschen‹ von 1882 kongenial durch Verfertigen eines Librettos, einer Vertonung und des Bühnenbildes einer Benito-Juárez-Skulptur zu preisen und zu ehren. Longfellow und May bilden mithin die Pfeiler der Gedankenbrücke, die diesen merkwürdigen Dialog in ›Zettel's Traum‹ trägt.

Gut 150 Seiten weiter liefert Dän auf Zuruf von Paul: »–:übersetz Mir'S;«<sup>154</sup> – der Grund für diesen Übersetzungswunsch ist nicht zu ermitteln – auch die Übersetzung der zweiten Strophe des Longfellow-Gedichtes ›The Day is Done‹. Der von ihm herausgegebenen Gedichtsammlung unveröffentlichter bzw. nur in vereinzelt Zeitschriften und in verstreuten Anthologien veröffentlichter Gedichte anderer, teilweise anonymen, Autoren, ›The Waif‹ (1845) – Schmidts Paul übersetzt den Titel ›The Waif‹ mit »›Landstreicherin, Vaginabundin, Stromerin«<sup>155</sup> – hatte Longfellow sein eigenes Gedicht ›The Day is Done‹ als Einleitung vorangestellt, was Poe heftig kritisierte, weil dieses besser sei als die dem Vergessen entrissenen Fremdgedichte.<sup>156</sup> Poe und Paul jedenfalls zitieren die zweite Strophe von ›The Day is done‹:

I see the lights of the village  
Gleam through the rain and the mist,  
And a feeling of sadness comes o'er me  
That my soul cannot resist.<sup>157</sup>

– was Dän ad hoc, von der linken Kolumne in die mittlere und rechte, also in den Bereich der Realität und der privaten Anmerkung hinübergleitend, wie folgt übersetzt:

» –: –> die Lichter des Fleckens glimmen durch Regen & Nebel her; und Traurigkeit überkommt Mich, und macht Mir die Seele schwer. –«<sup>158</sup>

woraufhin er sich einer vom Originaltext sich entfernenden Version der dritten Strophe überlässt, die auch Poe zitierte: »sadness & longing« sind die beherrschenden Gefühle:

(dh : >dacht ich demnach an Francisca< –?–.) –Ich raffde Mich=zusamm. Ich sag'de...):<sup>159</sup>

– nun wieder auf Paul reagierend, der zeitgleich, wie Poe in seiner Rezension, die letzten drei Zeilen des Gedichtes auf Englisch zitiert; nun aber, weil Schmidt seinem unzuverlässigen Gedächtnis vertraut und weder in den Poe-Text noch in seine Longfellow-Ausgabe hineinsieht, gleich mit zwei Fehlleistungen behaftet:

»–: >and the cares that infest the day, shell [!] fold their tents like the Arabs;–;:& as silently shall [!] steal away<! –:??–«<sup>160</sup>

Diese Fehlleistungen sind besonders interessant, weil Poe in seiner >Waif-Kritik die letzte, von ihm selbst korrekt zitierte Zeile »And as silently steal away« in kursiver Schrift bringt und erklärt, dass sie zwar gegen jede Korrektheit des Rhythmus verstoße, ihre dichterische Schönheit aber gerade wegen des Regelverstoßes jeden bezaubere, der lesen könne.<sup>161</sup> Für derlei Spitzfindigkeiten ist der in Jugendzeiten, zu denen auch schwärmerisch-distanzierte Liebe zu jungen Frauen wie Franziska (Hanne Wolff) und Sehnsüchte gehören, abdriftende Dän völlig unempfindlich; wie hypnotisiert antwortet er auf Pauls Zitat mit der Übersetzung von 1937 und der Fortführung des leicht variierten eigenen alten Gedichtes:

» –:>Lautlos wie die Araber. Ihr Zelt faltn zur Nacht. –?–:Hät Wind=WòlcknSchwärme. : über den Ort gebracht<.–«<sup>162</sup>

– um sogleich erschreckt zu registrieren, dass er hier »juvenillijeS ge-Dichtere« offenbare, das er verschweigen müsse. Aber er wehrt sich

vergebens: Für sich selbst setzt er das Gedicht von 1937 in Klammern (in freier Orthographie und Zeichensetzung) fort:

–(:sie waren, wirr=&=scheinend, am ganzn=Himm'l entfacht.–:flüsdert der Winnt & kni<sup>th</sup>pert, :&=wi<sup>th</sup>pert in der Nacht.) – Aber<sup>163</sup>

– und nun wird scharf vom privaten rechten zu dem der Poe-Diskussion gewidmeten linken Rand der Seite gewechselt –

verlieren Wa möglichst nich den schwarzrotn Fadn).<sup>164</sup>

›Zettel's Traum‹ wäre ein totes und überaus langweiliges Buch, wenn Schmidt und die Protagonisten nicht andauernd den roten Faden der enervierenden Diskussion um die Abbildung Poe'scher Sexualdefekte und -obsessionen im Werk verlieren würden. Stellen wie diese, bei denen Literatur und Leben verwoben werden, retten das Buch vor der Verödung, die der Intellekt vorschreiben will. Gottlob versagt der rationale Zugriff des Autors Schmidt auf den Stoff permanent. Müsste jetzt nicht, ausgelöst durch die privaten Abschweifungen ins Jahr 1937, aus dem vermutlich auch die Übersetzung der zweiten Strophe von ›The Day is Done‹ stammt, May auftauchen? Schließlich gehört er in dieselbe Zeit der Jugendliebe, des Besingens der Nacht, der eigenen Gedichte und der der Lektüre und Übersetzung von Longfellow ...

Über das Zitat der ersten zwei Zeilen von ›The Day is Done‹ – Poe zitierte, mit überaus kritischem Kommentar zu der Metapher deren Nachtbildes auch diese erste Strophe<sup>165</sup> –, das zu Beginn von Pauls ›Waif‹-Erörterungen erfolgt, wird der Weg zu May eröffnet:

»:›The day is done. And the darkness phalls from the wings of Neith<...:?!– «<sup>166</sup>

formt Paul die ersten Zeilen um, was auf der nächsten Seite, wieder am rechten Rand, zu dem Exkurs über

(DIE TODTENSTÄDTE : sind ja eintlich ›Nachtstädte‹ (...). Stets ein (›aus Gründen‹) faszinierendes (und meist recht ›gut geratenes‹ !) Téma: die ›Messingstadt‹ der 1001 Neith;JEAN PAUL 30,254;MAY's Dschinnistan;<sup>167</sup>

führt – und das aufschlussreiche Versehen Schmidts, diese nächste Seite mit derselben Seitenzahl ›1096‹ zu versehen wie die vorangegangene, belegt, wie zwingend die Engführung Longfellow-May-Jugendzeit

für ihn ist. Wundert es da noch, dass das nächste Buch in ›Zettel's Traum‹, das neunte, ›Im Reiche der Neith‹ heißt, und eine dort zwischen Dän und Fränzel spielende intime Nacht-Szene (das Deuten von Vogelstimmen) mit dem Hinweis auf den Gedichtzyklus ›Voices of the Night‹ (1837), dort als »VOICES OF THE NEITH; by LONGFELLOW«<sup>168</sup> bezeichnet, kommentiert wird?

\*

Die ersten fünfundzwanzig Seiten dieses Aufsatzes wurden am 28. 9. 2005 in der Volkshochschule Essen im Rahmen der Internationalen Karl-May-Tage vorgetragen. Es handelt es sich bei ihm um eine leicht gekürzte Version des III. Kapitels von ›Prärie-Gefühl. Eine Studie über die Wirkung Karl Mays auf Arno Schmidt, einem noch nicht abgeschlossenen Manuskript der Verfasserin.

Die Schmidt-Zitate aus dem unveröffentlichten Briefwechsel Arno Schmidts mit Hans Wollschläger erfolgen mit freundlicher Genehmigung der Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld, für deren Unterstützung hiermit herzlich gedankt wird.

- 1 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl May's. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Essays und Biographisches. Bd. 2) Zürich 1993, S. 285
- 2 Ebd., S. 228
- 3 Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Übertragen von Enno Littmann. Bd. 1. Leipzig 1923, S. 171-196; Magnetberg: S. 172f.
- 4 Bettine von Arnim: Werke und Briefe Bd. 2: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Hrsg. von Walter Schmitz/Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M. 1992, S. 403; der erhaltene Originalbrief mit der für die Buchausgabe gestrichenen Stelle über die Verlobung mit Achim von Arnim vom 4. 12. 1810: S. 712-715
- 5 Arno Schmidt: Meine Erinnerungen an Hamburg-Hamm. In: Porträt einer Klasse. Arno Schmidt zum Gedenken. Hrsg. von Ernst Krawehl. Frankfurt a. M. 1982, S. 160; identisch in: Arno Schmidt: Abend mit Goldrand. Eine Märchenposse. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe IV. Das Spätwerk. Bd. 3) Zürich 1993, S. 237
- 6 Vgl. Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz: Karl-May-Bibliographie 1913-1945. Bamberg/Radebeul 2000, S. 29, S. 30, S. 58.
- 7 Lucy Kiesler: Erinnerungen meiner Schwester. In: Porträt einer Klasse, wie Anm. 5, S. 289, 291
- 8 Während der 1914 geborene Arno Schmidt, der im Folgenden auf eine diese ›Knabenerinnerung‹ auslösende entsprechende Anfrage Hans Wollschlägers hin ein »GAMELAN=Orchester« im Rahmen einer weiteren Hagenbeck-Völkerschau von »Javaner[n]« beschreibt, als Kind durchaus eine orientalische Völkerschau besucht haben könnte – 1924 und 1926 gastierten bei Hagenbeck Ceylonesen –, scheidet ein Besuch einer Indianer-Schau aus. Zuletzt traten im Jahr 1910 Oglala-Sioux bei Hagenbeck auf, eine Schau mit »Am. Cowboys«, an der auch Indianer mitgewirkt haben könnten, fand 1916 statt. Vgl. Hilke Thode-Arora: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeck'schen Völkerschauen. Frankfurt a. M./New York 1989, S. 174.
- 9 Wilhelm Schulz in dem Beitrag: Erinnerungen der Klassengenossen. In: Porträt einer Klasse, wie Anm. 5, S. 104
- 10 Walter Voß ebd., S. 128f.

- 11 Anmerkung Arno Schmidts ebd., S. 128 unten
- 12 Voß, wie Anm. 10, S. 127f.
- 13 Wie Anm. 11
- 14 Hans Riebesehl in dem Beitrag: Erinnerungen der Klassengenossen. In: Porträt einer Klasse, wie Anm. 5, S. 87
- 15 Wie Anm. 11, S. 100
- 16 Riebesehl, wie Anm. 14, S. 84
- 17 Kiesler, wie Anm. 7, S. 267
- 18 Riebesehl, wie Anm. 14, S. 88
- 19 Wie Anm. 11, S. 89
- 20 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VII: Winnetou, der rote Gentleman I. Freiburg 1893, S. 487; Reprint Bamberg 1982; praktische Beispiele in: Gesammelte Reiseromane Bd. VIII: Winnetou, der rote Gentleman II. Freiburg 1893, S. 597f.; Reprint Bamberg 1982 (Versuch) und in Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XIX: Old Surehand III. Freiburg 1896, S. 326ff.; Reprint Bamberg 1983 (erfolgreich)
- 21 Max Casella: Das Kunstschützentum bei Karl May. In: Karl-May-Jahrbuch (KMJB) 1930. Radebeul (1934), S. 193-221 (S. 220)
- 22 Arno Schmidt: Zettel's Traum. Frankfurt a. M. 2002 (Taschenbuchausgabe), S. 1033 mu, als »eine, von Ole SchnatterMul beschossene, Bohn'Stange«, die dem »MAY=Fanatiker des Ortes« als Souvenir angedreht wird. Zu vgl. auch: Arno Schmidt: Ein Toast für Nummer 104. In: Ders.: Essays und Aufsätze 2. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Essays und Biografisches. Bd. 4) Zürich 1995, S. 402.
- 23 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 817 ro
- 24 Ebd., S. 733 mm
- 25 Ebd., S. 734 mm
- 26 Vgl. Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. IX: Winnetou, der rote Gentleman III. Freiburg 1893, S. 423; Reprint Bamberg 1982.
- 27 Vgl. Walther Killy: Deutscher Kitsch. Ein Versuch mit Beispielen. Göttingen 1961, S. 98-100.
- 28 May: Winnetou I, wie Anm. 20, S. 15
- 29 Ebd., S. 25
- 30 Vgl. Karl Mays Bücherei. Aufgezeichnet von Franz Kandolf/Adalbert Stütz. Nachgeprüft und ergänzt von Max Baumann. In: KMJB 1931. Radebeul o. J. (1934), S. 289.
- 31 Vgl. Heinz Jerofsky: Erinnerungen an Arno Schmidt. In: »Wu Hi?«. Arno Schmidt in Görlitz Lauban Greiffenberg. Hrsg. von Jan Philipp Reemtsma/Bernd Rauschenbach. Frankfurt a. M. 1995, S. 45.
- 32 Vgl. Arno Schmidt: Schwarze Haare. In: Ders.: Kleinere Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I. Romane. Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. Bd. 4) Zürich 1988, S. 23; Datierung: S. 647.
- 33 Vgl. Hainer Plaul: Illustrierte Karl May Bibliographie. Unter Mitwirkung von Gerhard Klußmeier. München u. a. 1989, S. 123f., Nr. 191.
- 34 Hermesmeier/Schmatz, wie Anm. 6, S. 195f.
- 35 Karl May: Der Sohn des Bärenjägers. Stuttgart u. a. o. J. (1890). Reprint Bamberg 1995, S. A 38; Datierungen: Plaul, wie Anm. 33, S. 126f., Nr. 196
- 36 May: Der Sohn des Bärenjägers, wie Anm. 35, S. A 39
- 37 Schmidt: Sitara, wie Anm. 1, S. 233
- 38 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 181 mu
- 39 Karl May: Der Geist des Llano estakado. In: Ders.: Der Sohn des Bärenjägers, wie Anm. 35, S. 417 – die von Schmidt als Jugendlischer gelesene Fassung dieser Passage in: Der Geist des Llano Estacado. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 35: Unter Geiern. Radebeul 157.-176. Tausend (1936), S. 584, ist stilistisch leicht überarbeitet.
- 40 Ebd., S. 418 (Radebeul S. 585)
- 41 Arno Schmidt: Das steinerne Herz. In: Ders.: Das steinerne Herz. Tina. Goethe. Die

- Gelehrtenrepublik. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I. Romane. Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. Bd. 2) Zürich 1986, S. 31f.
- 42 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. XIV: Old Surehand I. Freiburg 1894, S. 149f.; Reprint Bamberg 1983
- 43 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 997 ro
- 44 Ebd., mo
- 45 Schmidt: Abend mit Goldrand, wie Anm. 5, S. 241
- 46 Vgl. Porträt einer Klasse, wie Anm. 5. Erinnerungen der Klassengenossen Helmut Frank, S. 35; Kurt Lange, S. 76; Walter Voß, S. 136; soweit Schmidt in einer Fußnote auf S. 136 den Mitschülern widerspricht und behauptet, Spanisch sei kein freiwilliges Wahlfach mit zwei Unterrichtsstunden pro Woche, sondern anstelle von Französisch gewählt worden, irrt er, wie sich aus den Studentafeln von 1925, S. 375, ergibt. Die wahlfreien Fächer Lateinisch und Spanisch wurden neben den beiden 4- und 6-stündigen obligatorischen Fremdsprachen Englisch und Französisch erteilt.
- 47 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 4 rm
- 48 Ebd.
- 49 Vgl. Jörg Drews: Arno Schmidt – Lesemodell 6. In: Über Arno Schmidt. Rezensionen vom »Leviathan« bis zur »Julia«. Hrsg. von Hans-Michael Bock. Zürich 1984, S. 234-243 (238); Porträt einer Klasse, wie Anm. 5, S. 136 ist die zugehörige Grammatiklehre des Jahres 1926 abgebildet.
- 50 Vgl. Peter Ahrendt: Der Büchermensch. Wesen, Werk und Wirkung Arno Schmidts. Paderborn 1995, S. 331.
- 51 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXVI: Im Reiche des silbernen Löwen I. Freiburg 1898, S. 25f.; Reprint Bamberg 1984
- 52 Ebd., S. 204
- 53 Ebd., S. 219
- 54 Ebd., S. 190
- 55 Ebd., S. 265
- 56 Ebd., S. 266
- 57 Ebd., S. 267f.
- 58 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXVII: Im Reiche des silbernen Löwen II. Freiburg 1898, S. 384; Reprint Bamberg 1984
- 59 Ebd., S. 385
- 60 Vgl. Karl May: Die Schetana. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 81: Abdahn Effendi. Bamberg/Radebeul 2000, S. 374f. Erstveröffentlichung in: Max Finke: Aus Karl Mays literarischem Nachlaß (Fortsetzung). In: KMJB 1922, Radebeul 1921, S. 28-54; auch unter: <http://karlmay.leo.org/kmg/sekliit/kmjb/finke/1922.htm>
- 61 Vgl. Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXIX: Im Reiche des silbernen Löwen IV. Freiburg 1903, S. 402-406; Reprint Bamberg 1984.
- 62 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 179 mo
- 63 Ebd., ro
- 64 Ebd., rm
- 65 Vgl. Hermesmeier/Schmatz, wie Anm. 6, S. 196; die Snuffles wurden durch den Dicken Jemmy und den Langen Davy ersetzt, die bereits in der vorangegangenen Jugenderzählung »Der Sohn des Bärenjägers« mitwirkten und auch im Original-»Geist« vorkommen. Da May aber niemals daran dachte, seine Jugenderzählungen in die bei Fehsenfeld erscheinenden Gesammelten Reiseerzählungen für Erwachsene einzubeziehen, störten ihn selbst die aufgetretenen Divergenzen nicht.
- 66 May: Im Reiche des silbernen Löwen I, wie Anm. 51, S. 200
- 67 Arno Schmidt: Herrn Schnabels Spur. In: Ders.: Massenbach. Cooper. Brockes. Fouqué. Pape. May. Schnabel. Europa. Wieland. Meyern. Meisterdiebe. Klopstock. Moritz. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe II. Dialoge. Bd. 1) Zürich 1990, S. 237f.; Datierung: S. 430



- 68 Vgl. Dieter Gätjens: Die Bibliothek Arno Schmidts. Ein kommentiertes Verzeichnis seiner Bücher. Zürich 1991, S. 27, Nr. 106. – Ergänzte und überarbeitete Fassung von Günter Jürgensmeier (2003) auf der Website der Arno Schmidt Stiftung:  
[http://www.arno-schmidt-stiftung.de/zettel/archiv/BVZ\\_2003\\_09.pdf](http://www.arno-schmidt-stiftung.de/zettel/archiv/BVZ_2003_09.pdf)
- 69 Ebd., S. 386, Nr. 1014.: Carl W. Neumann als Übersetzer von Charles Darwin: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Leipzig, 1921; eine Übersetzung, die von Schmidt in dem fiktiven Brief an Neumann erwähnt wird, wobei der korrekte Name aber nicht die Adressierung des Neumann als »WC-Neumann« ermöglicht hätte (vgl. Arno Schmidt: Herrn W.Carl Neumann. In: Ders.: Essays und Aufsätze I. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe III. Essays und Biografisches. Bd. 3) Zürich 1995, S. 17).
- 70 Arno Schmidts Wundertüte. Eine Sammlung fiktiver Briefe aus den Jahren 1948/49. Hrsg. von Bernd Rauschenbach. Zürich 1992, S. 163-180; Datierung in Fußnote 4, S. 214
- 71 Schmidt: Herrn W.Carl Neumann, wie Anm. 69, S. 20
- 72 Ebd., S. 17
- 73 Vgl. ebd., S. 17; Gätjens, wie Anm. 68, S. 256, Nr. 575.1.
- 74 Vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 293, Nr. 663.
- 75 Wilhelm Vollmer: Wörterbuch der Mythologie aller Völker. Neu bearbeitet von Wilhelm Binder. Mit einer Einleitung in die mythologische Wissenschaft von Johannes Minckwitz. Stuttgart 1874, S. 17 – auch als CD-ROM. Berlin 2002 (Digitale Bibliothek Bd. 17)
- 76 Arno Schmidt: Enthymesis oder W.I.E.H. In: Ders.: Enthymesis. Leviathan. Gadir. Alexander. Brand's Haide. Schwarze Spiegel. Umsiedler. Faun. Pocahontas. Kosmas. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I. Romane. Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. Bd. 1) Zürich 1987, S. 13f.
- 77 Vgl. Jerofsky, wie Anm. 31, S. 33.
- 78 Schmidt: Abend mit Goldrand, wie Anm. 5, S. 154
- 79 Vgl. ebd., S. 48. – zur Beziehung May-Hackländer vgl. Volker Klotz: »Die Juweleninsel« – und was man draus entnehmen könnte. Lese-Notizen zu den Erstlingsromanen nebst einigen Fragen zur Karl-May-Forschung. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 1979. Hamburg 1979, S. 262-275 (268); Hedwig Pauler: Die »Trivialen« unter sich. Anklänge an Hackländer in Mays »Verlorenem Sohn« In: Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft (M-KMG) 46/1980, S. 19-23 (unter Bezugnahme auf die zitierte Stelle in »Abend mit Goldrand«); Andreas Graf: »Ja, das Schreiben und das Lesen ...«. Karl Mays Kolportageroman »Der verlorne Sohn« als Entwurf einer schriftstellerischen Karriere. In: Jb-KMG 1994. Husum 1994, S. 188-211 (200f.); zu der durch May vermittelten Beziehung Schmidt-Hackländer vgl. Rudi Schweikert: Der unsichtbare Virtuos. Friedrich Wilhelm Hackländers Erzählung »Eine Rigifahrt« in Arno Schmidts »Die Schule der Atheisten«. Mit einem Blick in Hackländers »Reise in den Orient«. In: Zettelkasten. Aufsätze und Arbeiten zum Werk Arno Schmidts. Jahrbuch der Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser. 20/2001. Wiesbaden 2001, S. 121-136 (135f.) sowie ders.: Zur Neuausgabe von Friedrich Wilhelm Hackländers »Handel und Wandel«. In: M-KMG 141/2004, S. 64f.
- 80 Arno Schmidt: Der Briefwechsel mit Alfred Andersch. Hrsg. von Bernd Rauschenbach. (Briefe 1) Zürich 1985, S. 96; zu Schmidts Erwerb von »Das Buch Mormon«, Basel 1946, im Jahr 1956 vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 330, Nr. 786.2.
- 81 Arno Schmidt: Am Fernrohr. In: Ders.: Kleinere Erzählungen, wie Anm. 32, S. 107; Datierung: S. 653
- 82 Ebd., S. 108
- 83 Vgl. Schmidt: Briefwechsel mit Andersch, wie Anm. 80, S. 175f.
- 84 Arno Schmidt: Das Buch Mormon. In: Ders.: Fragmente. Prosa, Dialoge, Essays, Autobiografisches. (Bargfelder Ausgabe. Supplemente Bd. 1) O. O. (Frankfurt a. M.) 2003, S. 201-205; Datierung und Vermerk Schmidts: S. 381

- 85 Arno Schmidt: Das Buch Mormon. In: Ders.: Essays und Aufsätze 2, wie Anm. 22, S. 65-77 (65); Datierung: S. 472
- 86 Ebd., S. 472 – vgl: William Blake: The First Book of Urizen. Chap. III.1. In: Ders.: Complete Writings. Edited by Geoffrey Keynes. London 1966, S. 224.
- 87 Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher. Hrsg. von Franz H. Mautner. Frankfurt a. M. 1983, S. 474 (L 18); auch in: Ders.: Schriften und Briefe. Hrsg. von Wolfgang Promies. Bd. 1. München 1968, S. 853 (L 18)
- 88 Schmidt: Das Buch Mormon, wie Anm. 85, S. 65
- 89 Lichtenberg, wie Anm. 87: Sudelbücher, S. 354 ([G.H.] I/277,1); Schriften und Briefe. Bd. 2. München 1971, S. 154 (G 113)
- 90 Vgl. Schmidt: Das Buch Mormon, wie Anm. 85, S. 65, S. 67; Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften II (Sämtliche Werke. Hrsg. von Wolfgang Frhr. von Löhneysen. Bd. V). Stuttgart/Frankfurt a. M. 1987, S. 732 (Über die Weiber. § 370).
- 91 Vgl. Schmidt: Briefwechsel mit Andersch, wie Anm. 80, Brief vom 23. 12. 1956, S. 106.
- 92 Arno Schmidt: Das Geheimnis von Finnegans Wake. In: Ders.: Joyce. May. Stifter. Krakatau. Herder. Vorspiel. Oppermann. Wezel. Kreisschlösser. Müller. Tieck. Schefer. Dickens. Geschwister Brontë. Joyce. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe II. Dialoge. Bd. 2) Zürich 1990, S. 442f.
- 93 Schmidt: Das Buch Mormon, wie Anm. 85, S. 66
- 94 Klara May: Mit Karl May durch Amerika. Radebeul bei Dresden 1931, S. 170 – Hans Wollschläger übersandte Schmidt dieses Buch leihweise am 11. 2. 1959, nach Anfertigung von Exzerpten gab Schmidt es anlässlich des Besuches am 26. und 27. 3. 1959 wieder zurück.
- 95 Schmidt: Das Buch Mormon, wie Anm. 85, S. 67
- 96 Vgl. Ekkehard Bartsch: Werkartikel ›Die Rache des Mormonen‹. In: Karl-May-Handbuch. Hrsg. von Gert Ueding in Zusammenarbeit mit Klaus Rettner. Würzburg 2001, S. 419.
- 97 Karl May: Die Rache des Mormonen. In: Illustrierte Romane aller Nationen. Unterhaltungsblätter für Jedermann. 11. Jg. (1890/91), S. 316; Reprint in: Karl May: Der Krumir. Seltene Originaltexte Bd. 1. Hrsg. von Herbert Meier. Hamburg 1985 – die von Schmidt als jugendlicher gelesene Fassung dieser Passage in: Schwarzauge. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 48: Das Zaubermesser. Radebeul bei Dresden. 1.-15. Tausend, 1927, S. 120, ist stilistisch leicht überarbeitet.
- 98 Ebd., S. 318 (Radebeul S. 123)
- 99 Vgl. Hermann Wiedenroth: Die beiläufige Rolle der ›Jüngstentages Heiligen‹ im Erzählwerk Karl Mays. In: Jb-KMG 1980. Hamburg 1980, S. 125-136. – Das ›Buch Mormon‹ selbst besaß May nicht, und das maßgebliche Werk der Sekundärliteratur zu den Mormonen aus dem Jahr 1878 war nicht einmal aufgeschnitten: vgl. Wiedenroth, S. 127.
- 100 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. IV: In den Schluchten des Balkan. Freiburg 1892, S. 108; Reprint Bamberg 1982
- 101 Schmidt: Das Buch Mormon, wie Anm. 85, S. 68
- 102 Ebd., S. 65f.
- 103 Manuel Vázquez Montalbán: Verloren im Labyrinth. Reinbek 1993, S. 133 – Original: El laberinto griego. Barcelona 1991, S. 162: »Soy mormón.« Dejó al ejecutivo braceando en un mar de confusiones culturales, en la duda de si un mormón era una aberración sexual o algo relacionado con la secta Moon. No era un niño, pero tal vez ya pertenecía a esas generaciones estúpidas que no han leído a Karl May y que por lo tanto jamás sabrán qué es un mormón, ni dónde está Salt Lake City. En estas reflexiones sobre la literatura sana estaba Carvalho (...).«
- 104 Vgl. Jerofsky, wie Anm. 31, S. 46. – Schmidt datiert den Besuch der Höheren Handelsschule auf März-September 1933 (»Wu Hi?«, wie Anm. 31, S. 11), was angesichts des erst am 10. 3. 1933 abgelegten Abiturs (ebd., S. 41-43, unpaginiert) unwahrscheinlich ist.

- 105 Arno Schmidt: Briefe an Heinz Jerofsky. In: »Wu Hi?«, wie Anm. 31, S. 55f. – die Datierung der am 29. 8. 1933 am Absendeort Lauban abgestempelten Karte auf den 28. 8. ergibt sich aus Schmidts Datumsangabe »gegeben am tage st. augustini« (ebd.).
- 106 Ebd., S. 55
- 107 Ebd., S. 56
- 108 Vgl. Hermesmeier/Schmatz, wie Anm. 6, S.187-195.
- 109 Karl May's Gesammelte Werke Bd. 34: »Ich«. 3. Aufl. 11.-15. Tausend. Radebeul bei Dresden (1918), S. 142; 20. Aufl. 96.-100. Tausend. Radebeul bei Dresden (1942), S. 139
- 110 Vgl. Die Geschichten des Herodotos. Übersetzt von Friedrich Lange. Neu hrsg. von Otto Güthling. 2 Bände. Leipzig o. J., Bd. I, Buch I, 181, S. 110 – in Schmidts Bibliothek ist eine Ausgabe dieser Übersetzung in einem Band von ca. 1930 vorhanden: vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 23, Nr. 88.
- 111 Karl May: Geographische Predigten: In: Schacht und Hütte. Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für Berg- Hütten- und Maschinenarbeiter. Dresden 1875/76, S. 295; Reprint: Schacht und Hütte. Mit einer Einführung von Klaus Hoffmann. Hildesheim/New York 1979: *Gewiß ist nur, daß sich auf der Ostseite des Euphrat wirklich ein thurmartiges Gebäude befunden hat, dessen Basis 360,000 Quadratfuß und dessen Höhe 600 Fuß betragen haben soll.*
- 112 Vgl. Hermann Wiegmann: Werkartikel »Orientzyklus«. In: Karl-May-Handbuch, wie Anm. 96, S. 153.
- 113 Vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 28, Nr. 112.
- 114 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. III: Von Bagdad nach Stambul. Freiburg 1892, S. 316; Reprint Bamberg 1982
- 115 Vgl. ebd., S. 317.
- 116 May: Im Reiche des silbernen Löwen II, wie Anm. 58, S. 54-59
- 117 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. I: Durch Wüste und Harem. Freiburg 1892, S. 459f.; Reprint Bamberg 1982 – zu Mays Zitat vgl. Herodot, wie Anm. 110, Bd. I, Buch I, 194, S. 118.
- 118 Karl May: Kyros. In: Karl May's Gesammelte Werke Bd. 81, wie Anm. 60, S. 400-403 – Erstveröffentlichung in: Max Finke: Aus Karl Mays literarischem Nachlaß (Fortsetzung). In: KIMB 1921. Radebeul 1920, S. 16-22 (Herodot als Quelle der Kyros-Sage: S. 20); auch unter: <http://karlmay.leo.org/kmg/seklit/kmjb/finke/1921.htm>
- 119 Karl May: Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXV: Am Jenseits. Freiburg 1899, S. 96; Reprint Bamberg 1984
- 120 Ebd., S. 135f. – in Karl May's Gesammelte Werke Bd. 25: Am Jenseits. 86.-92. Tausend. Radebeul bei Dresden o. J. (1931), S. 120f., durch Eindeutschen der Fremdwörter bearbeitet
- 121 Ebd., S. 134f. – (Radebeul S. 119f., gekürzt und leicht bearbeitet)
- 122 Meyers Großes Konversationslexikon. Bd. 6. Leipzig/Wien 1904, S. 658
- 123 Vgl. ebd.
- 124 Kandolf/Stütz, wie Anm. 30, S. 263
- 125 Vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 324f., Nr. 771.1. und 2.
- 126 Ernst Altendorff: Die Spaltung des Ich. In: Karl-May-Jahrbuch 1926. Radebeul 1926, S. 140-185 (149)
- 127 Arno Schmidt: Leviathan oder Die beste der Welten. In: Ders.: Enthymesis, wie Anm. 76, S. 48
- 128 May: Winnetou I, wie Anm. 20, S. 304
- 129 Ebd., S. 303
- 130 Ebd., S. 5f.
- 131 Vgl. Edward Wagenknecht: Henry Wadsworth Longfellow. Portrait of an American Humanist. New York 1966, S. 3.

- 132 Vgl. ebd., S. 126. – In Longfellow's Poetical Works. Author's Copyright Edition. London/New York 1883, S. 129, wird demgegenüber das Jahr 1842 als Entstehungszeitpunkt angegeben, was offenbar falsch ist.
- 133 Wagenknecht: Longfellow, wie Anm. 131, S. 125
- 134 Longfellow's Poetical Works, wie Anm. 132, S. 129
- 135 Henry Wadsworth Longfellow: Sämtliche poetische Werke in zwei Bänden. Übersetzt von Hermann Simon. Leipzig o. J. (um 1900); keine Gebrauchsspuren, von Klara May gelistet, Lesebändchen-Markierung (mitgeteilt von Hans Grunert)
- 136 Schulz, wie Anm. 9, S. 111; zitiert werden die beiden Schlusszeilen des dreistrophigen Gedichts.
- 137 Vgl. ebd., S. 377.
- 138 Vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 259, Nr. 579.
- 139 Vgl. Music at Night. Arno Schmidt's Garden of Verses. Hrsg. von Friedhelm Rathjen. Scheeßel 2004, S. 153.
- 140 Selections From English Poetry. Auswahl englischer Dichtungen. Hrsg. von Philipp Aronstein. 41.-50. Tausend. Bielefeld o. J. (1915), S. 279f., S. 281f.
- 141 Vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 251, Nr. 555.
- 142 Longfellow's Poetical Works, wie Anm. 132, S. 273f. – textidentisch in der Ausgabe, die Arno Schmidt besaß; vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 251, Nr. 555 (Auskunft von Petra Rauschenbach, Arno Schmidt Stiftung).
- 143 Arno Schmidt: Die Insel. In: Ders.: Kleinere Erzählungen, wie Anm. 32, S. 228; Widmung und Datierung: S. 659
- 144 Arno Schmidt: Das Haus in der Holetschkagasse. In: Ebd., S. 393; Datierung: S. 661
- 145 Arno Schmidt: Schulausflug. In: Ebd., S. 113; Datierung: S. 653
- 146 Vgl. ebd., S. 115.
- 147 Ebd., S. 116
- 148 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 941 lu
- 149 Ebd., S. 941 mu
- 150 Ebd., S. 941 ru
- 151 Gätjens, wie Anm. 68, S. 393, Nr. 1047 (mit Dank an die Arno Schmidt Stiftung für die Übermittlung einer Kopie dieser Geschichte)
- 152 Arno Schmidt: Schwänze. In: Ders.: Kaff auch Mare Crisium. Ländliche Erzählungen. (Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I. Romane. Erzählungen. Gedichte. Juvenilia. Bd. 3) Zürich 1987, S. 313-333; Datierung: S. 549
- 153 Vgl. Arno Schmidt: Der Briefwechsel mit Wilhelm Michels. Hrsg. von Bernd Rauschenbach. (Briefe II). Zürich 1987, S. 206.
- 154 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 1096 lm (1096 I; die Seitenzahl 1096 ist zweimal »vergeben«.)
- 155 Ebd.
- 156 Vgl. Edward Wagenknecht: Edgar Allan Poe. The Man Behind the Legend. New York 1963, S. 134. – Wagenknecht bezeichnet Poe wegen dessen Kritik angesichts des ersichtlichen Ziels der Gedichtausgabe, verstreute Gedichte für die Nachwelt zu retten, als »not only ridiculous but stupid as well« (ebd.).
- 157 Vgl. Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 1096 I lm. – Gedicht zitiert aus: Longfellow's Poetical Works, wie Anm. 132, S. 273; in Pauls Version heißt es: »I see the lights of the village gleam through the rain & mist, – and a peeling of sadness comes o'er me, that my thole cannot resist«.
- 158 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 1096, mrm
- 159 Ebd.
- 160 Ebd., lm
- 161 Vgl. Edgar Allan Poe: Review of Longfellow's Waif. In: Ders.: The Works. Edited by John H. Ingram. Bd. III. Edinburgh 1874-1875, S. 205 (Auskunft von Petra Rauschenbach). – Erstabdruck in: Weekly Mirror, 25. 1. 1845, S. 250f.  
<http://www.eapoe.org/works/criticism/wm45lh01.htm>

- 162 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 1096 I mrm  
163 Ebd.  
164 Ebd., lu  
165 Poe, wie Anm. 161  
166 Schmidt: Zettel's Traum, wie Anm. 22, S. 1096 I lm  
167 Ebd., S. 1096 II rm – Bei Schmidts Angabe »JEAN PAUL 30,254« handelt es sich um Jean Pauls Skizze ›Bund des Traums mit dem Wachen‹, die erste der ›Poetischen Kleinigkeiten‹ der Nr. XVI des zweiten Bändchens der ›Herbst-Blumine oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften‹. Schmidt besaß eine Jean-Paul-Ausgabe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts: Jean Paul's sämtliche Werke. 3. vermehrte Auflage. Berlin 1860-1862, in der der Text im Bd. 30, S. 254f. abgedruckt ist; vgl. Gätjens, wie Anm. 68, S. 77, Nr. 229. Er findet sich auch in: Jean Paul: Sämtliche Werke. Hrsg. von Norbert Miller/Wilhelm Schmidt-Biggemann. Abt. II. Bd. 3: Vermischte Schriften II. München 1977, S. 343f.  
168 Ebd., S. 1229 lu